



Peter Heyn,

der holländische Seeheld.

Eine wahre Erzählung. Nach älteren Familienaufzeichnungen mitgetheilt von

Franz Poppe.

Mit Original-Zeichnung von
Ludwig Burger.

Es war an einem nasskalten Novemberabend des Jahres 1589, in der Dämmerung, als Martin, der Müller zur Haide-mühle bei Schortens im Großherzogthum Oldenburg, Platz im Sorgenstuhle nahm, der in einer Ecke neben dem Feuerherde stand. Zuvor hatte er das grüne Tuchkissen gewendet, auf welchem in zwei gestickten Herzen die Anfangsbuchstaben seines Namens und dessen seiner Hausfrau Inse nebst der Jahreszahl ihrer Verheirathung eingnäht waren. Dann vertauschte er die Schuhe mit den bequemeren Pantoffeln, langte von dem kleinen Eckbrette seinen aus Seehundsfell verfertigten sog. Tabakshund herunter, reinigte die kleine, schön ange-rauchte Thonpfefse, stopfte sich dieselbe, und faßte

dann mit der Zange eine glühende Kohle um die dufenden Blätter anzuzünden. Da trat Inse herzu, bot ihm das irdene Tost*) dar und empfing von ihm den Feuerkopf, um über ihm die draußen bei der Arbeit erstarrten Glieder wieder zu erwärmen. Sie setzte sich ebenfalls, schob das kleine runde Tischchen zwischen sich und Vater Martin, zog dann das Spinnrad vor sich und begann emsig aus der auf den Tisch in einem Körbchen hingestellten, sauber gefrakten Wolle zu spinnen.

*) Im nördlichen Deutschland, besonders in den feuchten Marschen, benützt man zum Erwärmen der Füße sog. Feuerstübchen, oder Kiefen, eine Art Fußbänke, die hinten und zu beiden Seiten geschlossen sind, so daß unter der Platte (manchmal Marmor) ein hohler Raum gebildet ist, in welchem ein irdener Feuerkopf mit ausgebrannten, aber noch glühenden Kohlen gestellt wird.

Martins Pfeifchen glühte, Insens Rad schnurrte, und Martin griff nach dem Schwefelstößchen, um die am zackigen Lampenhaken über dem Tische hängende Triangelampe anzuzünden. Da öffnete sich die Küchenthür und herein traten in ärmlichem Anzuge zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von zwölf bis dreizehn Jahren. Vor Kälte und Nässe zitternd, traten sie einige Schritte vor und hoben, so laut ihre Kräfte es vermochten, zu singen an: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Erstaunt blickten Martin und Inse die fremden Kinder an und vergaßen schier Rauchen und Spinnen.

Als das Lied beendet war, trat züchtig und ein wenig schüchtern das Mädchen zur ehrwürdigen Hausmutter und bat um einen Imbiß und ein Nachtlager, wenn auch nur im Stroh der Scheune.

„Du lieber Gott!“ sagte die gutherzige Inse, „wo kommt ihr armen Kinder in dem elenden Wetter her, so gänzlich durchnäßt vom Regen? Habt wohl großen Hunger und Durst? Wie können doch Eltern ihre Kinder in solcher Jahreszeit umherwandern lassen! Nicht einmal einen Hund möcht' ich hinausjagen!“

„Ja,“ antwortete das Mädchen, „wenn wir noch Eltern hätten, so brauchten wir nicht so in der Welt umher zu wandern und zu betteln.“ Und bei diesen Worten standen ihre großen, blauen Augen voller Thränen. Auch der Mutter Inse rollten schon die hellen Perlen über die gebräunten Wangen.

„Waisen,“ rief sie, „vater- und mutterlose Waisen!“ und sogleich waren alle ihre Glieder in Thätigkeit. Sie stellte eine Bank an den Feuerherd, Vater Martin gegenüber, und schob die halberstarrten Kinder sanft darauf nieder. Dann brachte sie alte Kleidungsstücke, Schuhe und Strümpfe herbei, die von den Kindern, nachdem sie sich sauber gewaschen hatten, angelegt wurden. Hierauf setzte Inse eine Kanne kräftigen Bieres an's Feuer, strich jedem Kinde ein paar große Butterbröde, und fand zu neugierigen Fragen während dieser Geschäftigkeit keine Zeit.

Eben so stumm war Martin; in langen Zügen rauchte er seine Pfeife, und ernst und in sich gelehrt saß er da, als ob er über etwas nachsinne und noch nicht mit sich in's Klare gekommen sei. Dieß Schweigen machte die Geschwister, trotz der sonst so behaglichen Umgebung, doch einigermaßen verlegen. Sollte der Hausherr die zuvorkommende Milde seiner Hausfrau übel vermerkt haben? Waren ihnen doch in der Fremde so manche herzlose Menschen vorgekommen! Zur Last fallen wollten sie gewiß keinem Menschen. Noch hatte das Schicksal das Gefühl der Schamhaftigkeit bei ihnen nicht abgestumpft; bettelten sie doch nicht aus Gewohnheit und Arbeitsscheu, sondern aus Noth.

Hätten sie doch den biedern Martin und seine geheimen Pläne gekannt! Heute war der 13. November. Das war Martin eingefallen, als er in der Dämmerung aus der Mühle in's Haus ging. An diesem Tage waren es gerade zehn Jahre, daß ein hitziges Fieber an einem Tage seine Vaterfreunden vernichtete und ihm seine beiden blühenden, vielversprechenden Kinder entriß, einen fünfjährigen Knaben und ein siebenjähriges Mädchen. Noch hatte er in stiller Wehmuth der Erinnerung nachgehungen, als die beiden Kinder eintraten und so rührend sangen. Da fiel ihm unwillkürlich ein, so groß wären Hajo und Gretka nun auch gewesen, und es war ihm, als flüstere ihm eine innere Stimme zu: „Sei du der

Waisen Vater, Gott sendet sie dir.“ — Aber noch hielt er an sich, mußte er doch zuvor sich vergewissern, ob Inse auch der Waisen Mutter, und ob die Waisen seine Kinder sein wollten. Darum blickte er so schweigsam und nachdenklich auf das von aller Welt verlassene Geschwisterpaar, das ihm als von Gott gesandt erschien.

Inse hatte nun alles besorgt, was zur Verpflegung der Ankömmlinge erforderlich war, und jetzt regte sich bei ihr ein anderes Gefühl, die Neugier. Im Bewußtsein vollbrachter Pflicht setzte sie sich wieder gemüthlich über ihre Kiefe, zog das Spinnrad herbei und fragte, mit freundlicher Miene die Kinder zum Erzählen ermutigend: „Ihr seid wohl weit von hier zu Hause? Eure Sprache klingt fremd.“

„Wir sind nirgends zu Hause,“ antwortete der offenerzige Knabe.

„Nirgends?“ fragte die erstaunte Inse; „wo kommt ihr denn aber her?“

„Von Bremen,“ entgegnete der Knabe ein wenig kurz.

„Haben denn eure Eltern in Bremen gewohnt?“ fragte Inse weiter.

„Nein,“ fiel jetzt das Mädchen ein, „im Osnabrückchen haben unsere Eltern gewohnt, und da sind sie auch kürzlich beide gestorben.“

„Ich bin aber in Holland geboren, zu Delfshaven bei Rotterdam,“ sagte der Knabe.

„So seid ihr nicht Bruder und Schwester?“

„Doch,“ versetzte der Gefragte.

„Laß sie jetzt, Mutter!“ kam Martin dazwischen. „Sie sind müde, auch mag's ihnen wehe thun, uns ihre Leiden zu klagen. Quäl'n wir sie jetzt nicht damit!“ Dabei sah er die Kinder so traulich an, daß diesen alle Scheu verging und ein freundliches Lächeln über ihre Gesichter zog. Treuherzig begann das Mädchen zu erzählen, und der Bruder redete hin und wieder ein Wörtchen drein, dieß oder jenes zu berichtigen. Das Thatsächliche ihrer Erzählung war Folgendes.

Das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe Peter oder Petrus Heyn. Ihr Vater war ein geborner Holländer, der als Koppelnknecht für Rosshändler Pferde züchtete. In Osnabrück hatte er die Mutter der Kinder kennen gelernt, die dort in einem Wirthshause diente, sie lieb gewonnen und nicht lange nachher geheirathet. Sie miethteten hierauf in einem osnabrückchen Dorfe an der münsterschen Grenze eine kleine Bauernstelle. Der Oheim der jungen Frau wohnte in der Nähe auf einer ähnlichen kleinen Besitzung, und sie hofften, der schon bejahrte, kränkliche Mann werde, da er keine näheren Erben habe,

ihnen sein kleines, freilich nicht unverschuldetes Gütchen vermachen.

Doch gefiel es ihnen nicht sonderlich in ihrem neuen Aufenthalte. Als Protestanten erfuhren sie von den andersgläubigen Bewohnern dieser Gegend eben keine freundliche Behandlung. Den Leser wird dieß nicht Wunder nehmen, wenn wir ihn daran erinnern, daß diese Erzählung vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt, der Deutschland bald darauf in so namenloses Unglück stürzte.

Dazu kam noch, daß die jungen Anfänger bald von Nahrungsforgen gedrückt wurden. Ihre kleine Barschaft war mit Einrichtung der Haushaltung aufgegangen, die Pachtung warf nicht den gehofften Ertrag ab, der Verpächter war hartherzig, und obwohl beide äußerst fleißig waren, wollte das Glück ihnen doch nicht blühen. Nun starb der Oheim. Er hatte zwar seiner Nichte den gesammten Nachlaß, seiner Wittve aber den lebenslänglichen Nießbrauch vermacht, und da diese eben nicht freigebig war, so hatten sie für's erste eine Verbesserung ihrer Lage nicht zu hoffen.

In dieser Zeit kam ein Verwandter aus Delft in Holland und stattete auf seiner Durchreise den jungen Eheleuten Jakob Heyn und seiner Frau Martha, einen Besuch ab. Er erzählte unter Anderm, daß in Holland gerade jetzt die Arbeitskräfte so rar seien und daß daselbst ein Arbeiter viel Geld verdienen könne, besonders beim Teich-Schleußenbau. Da faßte Heyn den Entschluß wieder in sein Vaterland zu ziehen, und auch der Frau wurde es nicht schwer, ihre Heimath, an die sie nur durch schwache Bande gefesselt war, zu verlassen. Sie verkauften ihre Habseligkeiten, bezahlten die Schulden und wanderten mit ihrem einjährigen Töchterlein Margarethe voller Zuversicht von Deutschland nach Holland aus.

Als sie in Delft ankamen, bestand ihr ganzer Reichthum aus einem Bündel Wäsche, zwei Thalern, ihrem blauäugigen Liebling, vier gesunden Händen und einem Goldberge guter Hoffnungen. Mit der den Holländern eigenen Zurückhaltung wurde Jakob von seinen Verwandten empfangen, und diese nahm noch zu, als man hörte, daß das Paar vollständig mittellos sei. Der Goldberg der Hoffnungen sank daher schon am ersten Tage zu einem Hügel herab, und Jakob sah ein, daß er sich nur auf die vier gesunden arbeitsfähigen Hände verlassen könne. Arbeit fand er denn auch bald und verdiente guten Lohn, aber in Delft war das Leben auch bedeutend theurer als in einem osnabrückischen Dorfe.

Trotz mancher Unannehmlichkeiten, die sie von den Holländern zu ertragen hatten, lebten sie doch

einige Jahre zufrieden und ohne drückende Nahrungsforgen, bis Jakob von der Gicht befallen wurde. Er wendete sich um Vorschuß an seine bisherigen Brodherren, die ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt hatten; allein sie zuckten mitleidig die Achseln, weil sie vorhersehen, er werde nie wieder arbeitsfähig werden. Nun nahm er seine Zuflucht zu seinen Verwandten, die er oft mit Rath und That unterstützt hatte, aber sie entschuldigten sich damit, daß sie selbst nur ihr dürftiges Auskommen hätten. Er wünschte seine Kinder in einem Waisenhause untergebracht zu sehen; sein Wunsch wurde ihm jedoch rundweg abgeschlagen.

Doch, wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Aus Martha's Geburtsorte kam die Nachricht, die Wittve ihres Oheims sei gestorben und sie mithin Besitzerin seines Nachlasses. Da zogen Jakob und Martha, von den ehemaligen Gönnern und den Verwandten mit einem mäßigen Zehrpfenning als letztem Liebedienst versehen, wieder aus Delft fort, ärmer als sie gekommen waren. Denn die vier rüstigen Hände hatten sich auf zwei vermindert, der Hoffnungsberg war ein Ameisenhäuflein geworden, und statt eines Kindes waren jetzt zwei zu ernähren.

Im Dorfe angekommen, fanden sie in dem Hause wenig Sachen von Werth vor, und das kleine Landgut in einem kläglichen Zustande. Wäre Jakob nicht lahmer gewesen und hätte dem Paar nur ein kleines Capital zu Gebote gestanden, so wäre die Wirthschaft doch wohl wieder in Gang zu bringen gewesen. Nun aber gebrach es an allen Ecken. Die kleine Besizung war leider nicht schuldenfrei; es meldeten sich mehr Gläubiger, als man erwartet hatte, und borgen wollte ihnen niemand. Aus dem ausgemergelten Lande, aus dem verwüsteten Garten gewann Martha mühsam den nothdürftigen Unterhalt. Endlich versuchten sie, das Gütchen zu verkaufen und sich mit dem Rest in ein kleines Haus zurückzuziehen; allein es verbreitete sich unter der abergläubischen Bevölkerung das Gerücht, der Alte gehe im Hause als Gespenst um. Natürlich wurden in jener Zeit dadurch die Käufer zurückgeschreckt; man bekreuzte sich und niemand bot auf das Häuschen.

Dringender und dringender wurden die Gläubiger; Jakob wurde in Proceße verwickelt und zur Pfändung getrieben. Da sank auch Martha auf's Krankenlager, allzu angestregtes Arbeiten, Gram und Sorge hatten sie übermannt. Acht Tage dauerte ihre trostlose Lage, weinend blickte sie auf ihren von Gicht gequälten Gatten, auf ihre armen hilflosen Kinder. Schon fühlte sie das Nahen des Todes-

engels, da rief sie ihre Lieben an's Lager, ermahnte die Kinder, fest an Gott und Tugend zu halten, bat sie, ihr noch einmal das herrliche Lutherlied zu singen, und schlummerte unter dessen Klängen sanft hinüber. Nicht lange währte es, da folgte Jakob ihr nach.

„Kinder,“ sagte er am Morgen seines Sterbetages, als ein schöneres Morgenroth ihm bereits entgegen schimmerte, „Kinder, laßt euch nicht verführen hier zu bleiben. Eure Heimath ist hier so wenig als anderswo. Wenn ich todt bin, geht nach Bremen. Da wohnt der Pferdehändler Romann, für den ich früher Pferde gezogen habe, und den ich einmal mit Lebensgefahr aus der Dichtum rettete. Er hat mir heilig und theuer versprochen, mir zeit lebens dankbar dafür zu sein, mich zu ernähren und zu pflegen im Alter, und das könnte er auch wohl thun, denn ohne mich wäre er längst in den Wellen begraben. Nehmt das Evangelienbuch da. Das gab er mir, als ich von ihm ging. Begebt euch zu ihm, zeigt ihm das Buch, und bittet ihn, daß er euch aufnehme und zu guten Menschen erziehe. Dient ihm, so gut ihr könnt. Sagt ihm, der sterbende Jakob Heyn lasse ihn darum anflehen, jetzt könne er seinen Dank durch die That beweisen.“

Den Tag über rang er mit dem Tode, als aber das Abendroth in's Fenster schien und der Tag zur Rüste ging, da entschlummerte auch er zu einem bessern Erwachen. Das wenige Geld, was noch da war, hatte er zuvor den Kindern eingehändigt. Gleich nach seinem Tode wurde Alles versiegelt und den Kindern angekündigt, daß sie auf Kosten der Armenkasse bei fremden Leuten in Kost und Pflege gegeben und im Glauben des Landes erzogen werden sollten. Da trieb Peter zur Reise nach Bremen an.

„Wenn aber,“ meinte Margarethe, „der Mann nicht barmherzig wäre und uns nicht aufnehmen wollte?“ —

„Ei!“ rief der Knabe kühn aufblickend: „Und wenn die Welt voll Teufel wär! Unter diesen lieblosen Menschen bleiben wir nicht! Sie gönnten unseren Eltern nicht einmal ein ehrenvolles Begräbniß. Fort, fort von hier!“

„Ja, fort von hier!“ stimmte die Schwester unter Thränen ein; „aber zuvor laß uns unsern Vater begraben!“

Des andern Tages begleiteten sie den theuren Dahingeshiedenen auf seinem letzten Wege, und ihr Herz blutete, als sie das treue Vaterherz so ohne Sang und Klang von den kalten Menschen in die Erde hinabsinken sahen. —

Es war am Abend des Begräbnistages. Das Mondlicht erhellte mit bleichem Scheine den verlassenen Friedhof. Da standen Peter und Margarethe noch einmal an dem frischen Hügel des Todten und weinten heiße Thränen auf ihn hinab. Dann ergriff Margarethe die dargebotene Rechte ihres Bruders und trat mit ihm von dem verödeten Plage auf die Landstraße. Schweigend wanderten sie neben einander durch die Nacht. Schon kündete das Frühroth den Morgen an, als ein Frachtwagen hinter ihnen herkam.

„Guten Morgen!“ rief der freundliche Fuhrmann den Kindern zu. „Woher des Weges schon so frühe, und wohin?“ und sein menschenfreundlicher Blick schaute ihnen ermutigend aus dem alten, faltenreichen Gesichte entgegen.

„Wir wollen nach Bremen,“ antwortete das kluge Mädchen nur auf die zweite Frage des Fuhrmanns.

„Da könnt ihr bei mir bleiben,“ erwiderte der Alte, „und von Zeit zu Zeit aussitzen. Denn da ich nur halbe Fracht geladen habe, so können die Gäule euch wohl dann und wann ziehen.“

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen. Im Laufe des Gesprächs erfuhren sie dann, daß der Mann in der Nähe Bremens, in Leeße wohne, und Frachtgüter von Bremen nach Münster fahre.

„Ich hatte,“ erzählte er, „sonst einiges Vermögen, allein der Schelm, der Kofshändler Romann, hat mich um dasselbe gebracht.“ Und nun theilte er ihnen des Langen und Breiten mit, in welcher blutfaugerischer Weise Romann ihn um das Seine betrogen hatte.

Daß diese Mittheilung des treuerzigen Alten die Kinder nicht froh zu machen vermochte, können meine Leser sich vorstellen. Doch kamen sie nach Bremen, ohne dem Fuhrmann etwas von ihrer Empfehlung an Romann gesagt zu haben.

In diesem fanden sie leider ganz den Menschen, wie der Alte ihn geschildert hatte; er war ein geiziger, liebloser Heuchler. Er fuhr die Kinder an, konnte sich gar nicht mehr auf einen Jakob Heyn besinnen, und als Peter ihn daran erinnerte, der Vater habe ihm ja das Leben in der Dichtum gerettet, rief er: „Du lieber Gott! was meint ein solcher Koppelnacht wohl? Daß er mit meinem alten Pöckel etwas zu tief in die Dichtum hinabtrieb, mir unter die Arme griff und mich auf sein Pferd hob, das besser schwimmen konnte, als der Engländer, und dann selbst wieder an's Ufer schwamm: dafür soll ich nun seine zwei Kinder groß ziehen? Danke schönstens! So leicht kommt man nicht zum Gelde.“

Habe ich dem Kerl nicht gleich einen Laubthaler geschenkt und ihn die Mecklenburger Fingste zum Grafen von Oldenburg bringen lassen, von dem er vier blanko Dukaten zum Geschenk erhalten hat? Wäre euer Vater fromm gewesen wie ich, so hätte der liebe Gott ihn auch gesegnet. Aber er war ein leichtsinniger Bursche, und ist dafür von Gott mit Armuth, Krankheit und frühem Tod gestraft worden. Ja, so geht's! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" —

Auf das weiche Gemüth des Mädchens konnten solche Schmähungen nicht anders als tief niederdrückend wirken, aber das muthige Herz des Knaben schlug um so stolzer. Schnell erfaßte er die Hand seiner Schwester. Mit zornglühenden Augen erhob er sein frisches, kluges Knabenantlitz, ja es war, als ob er bei den folgenden Worten sichtlich emporwüchse: „Wir sind nicht gekommen, um zu betteln, sondern nur, um ein unserm seligen Vater gegebenes Versprechen einzulösen. Er hat Euch das Leben gerettet, Herr! Ihr aber schmähst den Todten, und dieser Todte ist unser braver Vater, der uns zwar kein Geld, aber einen guten Namen hinterlassen hat. Auf diesen guten Namen sind wir stolz. Wir verlangen nunmehr nichts von Euch, gar nichts, keinen rothen Heller! Auch dieß Evangelienbuch, das Ihr unserm Vater schenktet, und in das Ihr zum Andenken Euren Namen schriebet, mag ich nicht mehr behalten. — Da habt Ihr es wieder! Pfui über Euch!" — Rasch hatte er seiner Schwester Hand erfaßt, zog sie hinaus und verließ mit ihr das Haus, bevor der erzürnte Pferdehändler ein Wort erwidern konnte.

Wohin nun? — Planlos wanderten sie durch die Straßen Bremens. Das ungewohnte Menschengetümel wirkte betäubend auf sie, so daß sie sich in der Neustadt verirrt. Anstatt links zum Bunten Thor hinaus zu gehen, bogen sie rechts ab, kamen durch's Hohe Thor und wurden ihres Irrthums erst dann gewahr, als ihnen die ganz fremde Umgebung auffiel. Sie fragten einen am Wege stehenden Mann, wohin der Weg führe. „Nach der Dichtum" war die Antwort.

„Nach der Dichtum?" sagte Peter; „Margarethe, laß uns dahin gehen! Da war es ja, wo unser braver Vater dem schlechten Romann das Leben rettete. Laß uns das Wasser sehen! Vielleicht hat Gott uns hierher geführt. Wer weiß, was er noch mit uns vor hat! Unsere gute Mutter hat uns gesagt, wenn es uns einmal schlecht erginge, so sollten wir an Joseph und Moses denken. Deren Jugend war auch von Gefahren umgeben, sie blieben aber ihrem Gotte treu und wurden Retter ganzer Völker. Könnte Gott nicht auch mit uns etwas Großes vorhaben?"

„Jedenfalls will er, daß wir nützliche Menschen werden," entgegnete das verständige Mädchen. „Laß uns demüthig bleiben, und nicht nach hohen Dingen trachten, lieber Bruder!"

„Ja, stimmte Peter ein, aber den Muth wollen wir nicht verlieren. Komm, laß uns einmal das schöne Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" zusammen singen. Weißt du noch, wie unsere Mutter so freudig wurde, wenn wir das Lied sangen?"

In kindlich frommer Andacht stimmten sie nun das Lied an, es wurde ihnen leicht um's Herz, und fröhlich zogen sie ihre Straße dahin.

Als sie bei der Dichtum anlangten, waren daselbst mehrere Leute, die mit Wagen, Pferden und zu Fuß durch das damals gerade seichte Wasser gingen. Mechanisch folgten die Kinder nach, und als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, sagte Peter: „Durch den Jordan wären wir, die Wüste haben wir durchwandert, nun sind wir im gelobten Lande!"

Sie gingen bis zum Wirthshause, das an dem Teiche stand, kehrten ein und forderten ein Butterbrod und ein Maß Bier. Beim Feuer saß ein alter Mann, der mit dem Wirth über den Wasserstand in der Dichtum sprach.

„Der Fluß," sagte der Alte, „ist augenblicklich so niedrig, daß jeder ihn ohne Gefahr durchwaten kann. Noch jetzt denke ich manchmal daran, wie vor zwanzig Jahren das Wasser daher strömte, als der Pferdehändler Romann aus Bremen hier fast ertrunken wäre. Ich war gerade hier und wollte auch hinüber. Ich ließ mich nicht warnen, weil ich es eilig hatte. Da sah ich, wie Romann mit dem Tode kämpfte, und die Lust zu dem Wagestück verging mir. Er wäre bestimmt ertrunken, wenn für den Herrn nicht ein braver Knecht sein Leben auf's Spiel gesetzt hätte. Wie hieß er doch? Ja richtig, Jakob Heyn! Ich erkundigte mich gleich nach dem Namen. Mächte doch wohl wissen, ob und wo der wadere Kerl noch lebt. So halb danke ich ihm auch mein Leben; denn er warnte mich so treuherzig, mich nicht in die Fluth zu wagen."

Da trat Peter zu dem Alten: „Jakob Heyn ist todt und in Armuth gestorben."

„Wie weißt du das?" fragte der Alte.

„Wir sind seine Kinder," antwortete Peter; „wir haben Alles verloren, und sind jetzt leider genöthigt zu betteln."

„Betteln?" rief der Alte, „Jakob Heyns Kinder betteln? Warum geht ihr denn nicht zu Romann? Der ist reich und euerm Vater sein Leben schuldig."

Peter erzählte, welche Aufnahme sie bei dem

Unbankbaren gefunden. Der Alte schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Auch ich danke euerm Vater das Leben,“ sprach er, „kommt mit mir! Ich wohne zu Bardemisch, und ob ich gleich nicht so reich bin wie Romann, so habe ich doch Brod für euch.“

Gern gingen die Kinder auf das Anerbieten ein. Der Alte bezahlte für sie, und so behielten die Kinder immer noch das ihnen von ihrem Vater mitgegebene Reisegeld; denn bis Bremen hatte der treuherzige Fuhrmann sie aus seinem Zehrsacke genährt.

„Siehst du, lieber Bruder,“ sagte Margarethe, „ist nicht Gottes Hand über uns? Bis jetzt waren wir nicht genöthigt zu betteln, noch unsern Nothpfennig anzubrechen. Er schickte uns noch immer gutherzige Menschen zu, die uns umgebeten speisten. Und wir sollten ihm nicht vertrauen, auch wenn wir seine Wege nicht kennen?“ —

Der Alte war hoch erfreut über die Frömmigkeit der Kinder. Auf dem Wege mußten sie ihm ihre Geschichte erzählen, und tiefgerührt kam er mit ihnen in seinem Hause an. Er war ein Pächter und gehörte zwar nicht zu den Bemittelten, aber auch nicht zu den Armen. Seine Frau war vor einigen Jahren gestorben. Bei ihm wohnte sein Sohn, der eine Wittve geheirathet hatte, eine selbstsüchtige, zänkische Frau. Leider starb der gute Alte nach wenigen Monaten, und nun trieb die hartherzige Schwiegertochter die Geschwister aus dem Hause.

„Wohin nun?“ fragte Margarethe ihren Bruder.

„Immer vorwärts!“ versetzte Peter. „Auch in Bremen wußten wir nicht, wohin wir gehen sollten. Wir kamen vor einen Fluß, und jenseits desselben zeigte Gott uns den Mann, der uns aufnahm. Jetzt sind wir wieder vor einem Flusse, vor einem Jordan; laß uns über die Hunte gehen! Jenseits wird uns Gott wohl wieder einen Helfer senden.“

Diese Vergleiche ihrer Reise und des Ueberganges über die Flüsse mit dem Durchgange der Israeliten durch den Jordan in's gelobte Land hatten für das religiöse Gemüth des Mädchens großen Reiz. Wie oft hatte ihre selige Mutter ihr des Abends die biblischen Geschichten erzählt oder aus der Bibel vorgelesen und in schlichter, klarer Weise ausgelegt! In einem feinen, guten Herzen hatte sie die Worte der Schrift und der Mutter aufbewahrt, um nun Frucht zu bringen in Geduld.

Froh ließen sich die Kinder über die Hunte setzen, und das Fährgeld war ihre erste Ausgabe.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte Peter, als er es bezahlt hatte, „ist mir nicht zu Muth, als ob ich

mit dem ersten Gelde auch einen Theil meiner Hoffnungen weggäbe?“

„Weißt du was, Bruder?“ tröstete das Mädchen; „wenn unser Geld alle ist und Gott hat uns noch keinen Helfer zugewiesen, so wollen wir in die Häuser gehen und singen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Sind die Leute fromm, so rührt sie das Lied, und sie geben uns, was wir bedürfen; sind sie nicht fromm, so jagen sie uns fort wie Romann und Anna Wasa;“ — so hieß ihre letzte Wirthin.

„Der Einfall,“ sagte Peter, freundlich seiner Schwester Hand streichelnd, „ist auch ein Helfer in der Noth.“

Bald machten sie den Versuch mit dem Singen, aber nur selten wurde ihnen eine kleine Gabe gereicht. So durchstreiften sie planlos das Land, bald rechts, bald links abweichend, und immer wollte der gehoffte Retter nicht erscheinen. Ihre kleine Barschaft war nun verzehrt, das Wetter wurde stürmischer und kälter, ihre Kleidung mangelhafter, ihr Vertrauen kleinlauter.

Am 13. November Morgens hatte Peter die letzten Pfennige für Nachtquartier bezahlt, und er, der nicht leicht weinte, konnte sich der Thränen nicht erwehren. Margarethe, die es bemerkte, fragte: „Peter, warum weinst du? Bist du krank?“ —

„Nein,“ entgegnete er, „ich habe aber für unser Nachtquartier die letzten Pfennige bezahlt. Ich wollte es dir nicht sagen, weil du so weichherzig bist.“

Thränen traten nun auch dem Mädchen in die Augen, aber plötzlich erheiterte sich ihr Blick und froh rief sie aus: „Wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten.“ — Und beider Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet.

Eben waren sie in einem Hause lieblos abgewiesen, wo ein alter jüdischer Händler stand und der Frau seine Waare anbot. Traurig gingen sie langsam weiter, gleichgültig — wohin, und hatten bei dem schlechten Wetter und Wege nicht den Muth, mit einander zu reden.

„Geht doch geschwinder!“ hörten sie hinter sich rufen, „ihr geht ja wie auf Eiern!“

Sie schauten sich um. Der Händler, den sie eben gesehen hatten, ging mit seinem Pack hinter ihnen.

„Habt ihr nicht eben in dem Bauernhause gesungen?“ fragte der Alte.

Die Kinder bejahten es wehmüthig.

„Habt nicht viel dafür bekommen. Es ist eine hartherzige Frau. Da habt ihr einen Reisepfennig für euer Singen.“

Er gab dem Mädchen eine Handvoll kleiner Münze.

Der gute Alte erkundigte sich noch nach den Umständen der Kinder, bedauerte ihr Schicksal und sagte, als es Abend zu werden begann: „Geht nach der Haidmühle. Dort wohnen brave Leute, die euch gut aufnehmen werden. Dort seht ihr die Mühle. Geht nur gerades Wegs drauf los. Lebt wohl!“

So kamen die Kinder in der Haidmühle an.

Inse weinte bitterlich bei dieser Erzählung des Mädchens. Auf's Neue war sie thätig, den Kindern ihren Zustand angenehm zu machen. „Lieber Gott!“ rief sie aus, „nein, so auf's Gerathewohl in die Welt hinaus wandern, das müßt ihr nicht mehr! Da sind Pastors, die könnten dich wohl aufnehmen, Margarethe, und du, Peter, kommst ja wohl bei irgend einem Bauern unter. Morgen früh wollen wir sehen, wie's geht. Diese Nacht schläft nur ruhig.“

Die jungen Wanderer gingen hierauf gerührt und gutes Muthes in's weiche Bett und sanken bald in sanften Schlummer.

Die Alten blieben noch eine Zeit lang wach, um über die Zukunft der Kinder mit einander zu berathschlagen.

„Am besten,“ hub Inse an, „wär' es wohl, Vater, wenn der Knabe bei einem tüchtigen Handwerker in die Lehre käme, wie zum Exempel beim Meister Hans. Da hätte er es gut.“

„Liebe Frau,“ sagte Martin mit Nachdruck, „es ist heute der 13. November.“

„So?“ wie kommst du darauf?“ fragte Inse, fuhr dann aber, ohne auf Antwort zu warten, fort: „Und das Mädchen hätte es bei Pastors auch nicht schlimm.“

„Mutter,“ wiederholte Martin noch nachdrücklicher, „heute ist der 13. November.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Inse, aufmerksamer werdend.

„Mutter, wer lag heute vor zehn Jahren auf den beiden Betten, wo nun die Kinder liegen?“

„Ach, lieber Gott!“ sagte Inse, laut schluchzend, „unser Hajo und Gretka! Ja, die wären nun auch so groß und schön gewesen! Warum Erinnerst du mich auch gerade jetzt an ihren Tod? Ich freute mich so dieser Kinder; nun ist mir die Freude verdorben.“

„Diese Kinder hat uns Gott gesandt,“ sagte Martin feierlich. „Merkt du nicht seinen Finger? Nicht Pastors, nicht Meister Hans sollen sie haben, unsere Kinder sollen es sein, unser Hajo, unsere Gretka!“

„Ja, ja!“ stimmte Inse hocherfreut ein, „unsere Kinder sollen es sein, Gott hat sie uns gesandt!“

Vor Freude weinend umhalste sie ihren Mann. Sie hatte ihre lange betrauertem Kinder wiedergefunden, und die Freude machte sie wieder jung.

„Kinder,“ sagte Martin am nächsten Morgen, „ihr seid nun schon so weit in der Welt umhergewandert; es thut euch noth, daß ihr endlich zur Ruhe kommt. Da haben meine Frau und ich gestern Abend denn überlegt, weil der liebe Gott uns unsere Kinder wieder genommen hat, so wollten wir euch fragen, ob ihr wohl Lust habt bei uns zu bleiben, und uns lieben wollt als eure Eltern? Wir wollen für euch sorgen und euch ordentlich erziehen, wie wir es vor Gott und euren seligen Eltern verantworten können. Wir werden jedes Jahr älter und haben niemanden, der uns im Alter pflegt.“

Die Kinder wußten nicht, ob sie wachten oder träumten, als sie dieß hörten, und waren anfänglich vor Freude und Ueberraschung keines Wortes mächtig. Thränen der Rührung traten in ihre Augen und ihre Hände falteten sich dankend, wie zum Gebet. Dann schmiegte sich das Mädchen zärtlich an Mutter Inse, umschlang sie mit beiden Armen und sagte mit bebender Stimme: „O, ich will dich lieb haben wie meine selige Mutter!“

Peter faßte zutraulich des Alten Hand, schaute ihn treuherzig an und brach in die Worte aus! „Wie soll ich es Euch danken, daß Ihr Euch so unserer annehmt! Ich will gut und brav werden und Euch nur Freude machen.“

„Das walte Gott!“ sagte Martin. Im trauten Kreise setzte sich dann das Doppelpaar um den Tisch, und ruhigere Gespräche begannen Platz zu gewinnen.

Meister Hans und seine Frau mußten nun alle ihre Geschicklichkeit aufbieten, um den Kindern warme, anständige Kleider zu fertigen. Obgleich Martin und Inse nichts weniger als modeseüchtig waren, so gingen sie doch bei der Bekleidung ihrer Zöglinge nicht ohne alle Eitelkeit zu Werke, und hatten ihre stille Freude daran, wie schön und sauber die Kinder in den hübschen neuen Kleidern ausfahen, so daß man sie kaum wiedererkannte. Wer wollte ihnen auch diese Freude verargen!

„Wir müssen,“ sagte Martin, „den Leuten zeigen, daß wir sie als unsere Kinder betrachten und auch von Andern so angesehen wissen wollen, nicht aber als um Gottes willen aufgenommene Waisen.“

„Es sind ja nun auch unsere Kinder,“ erwiderte Inse, „und Gott hat uns ja gesegnet und segnet uns täglich um der frommen Kinder willen.“

Die jungen Leute thaten den Alten auch alles zu Gefallen, was sie ihnen nur an den Augen absehen konnten. Bessere Kinder hätten Martin und

Inse sich nicht wünschen können; und mehr, als diese an den Kindern thaten, hätten selbst die eigenen Eltern nicht zu thun vermocht.

Weil Peter und Margarethe für die kleine Schule des Ortes schon zu groß waren, so erhielten sie bei dem alten, ehrsamem Küster und Schulmeister in Schortens besondern Unterricht, und dieser, der aus dem Müllerhause viel Gutes genoß, bot seine ganze Kunst auf, die Kinder alles zu lehren, was er wußte und konnte. Bei den guten Anlagen und der empfänglichen Seele der Kinder wurde denn auch sein Bestreben mit dem besten Erfolge gekrönt.

Nach ein paar Jahren mußten Peter und Margarethe denn auch zum Prediger geschickt werden, um ihre Vorbereitung auf die Confirmation zu erhalten.

Inse hatte inzwischen Margarethen immer lieber gewonnen. War doch das Mädchen sanfter und abhänglicher und schickte sich besser in die Gewohnheiten und Neigungen der Mutter, als des Jünglings muthiger, fester und etwas wilder Sinn. Martin merkte das wohl, und nahm sich deshalb besonders des Sohnes an, dessen Charakterfestigkeit ihm wohlgefiel.

Als endlich die Kinder confirmirt waren, trat an ihre Pfllegeeltern die schwere Frage heran: Was sollen sie werden, welchem Berufe sollen sie sich widmen? In Bezug auf Margarethen war in damaliger Zeit die Frage leicht beantwortet, anders stand's mit Peter. Er konnte ja, wenn er Lust und Neigung dazu verspürte, Müller werden und zeit lebens bei den guten Alten bleiben und später das Geschäft fortsetzen; allein als Martin ihm solches eines Abends vorstellte, gestand er offen, er habe keine Lust zur Müllerei, sondern wolle lieber Schiffer werden.

„Das ist nichts!“ sagte die über diese Wahl erschrockene Inse; „das ist ein gefährvolles Leben! Da könnten wir dich vielleicht nie wieder zu sehen bekommen!“

„Gott ist allenthalben, Mutter, so gut auf der See, als auf dem Lande!“ Erwiderte Peter.

„Wie kommst du zu solchem Entschlusse?“ fragte Martin.

Peter trat vor ihn hin und sagte: „Vater, als Ihr mich verwichenen Herbst mit nach Emden nahmt, wo ihr den neuen Mühlenflügel kauftet, und ich in Emden die schönen großen Schiffe sah, und in die See hinaus den segelnden nachblickte, wie die immer

kleiner und kleiner wurden, da dachte ich: dem Seefahrer liegt die ganze Welt offen, — und heiße Thränen liefen mir über die Wangen. In meiner Seele ward es licht; ich sah meinen Weg vorgezeichnet. In der folgenden Nacht träumte mir, meine Mutter stehe vor mir. „Peter,“ sagte sie, geh zu Schiff! Du bist zum Retter eines Volkes bestimmt.“ — Und seit der Zeit habe ich keine Ruh noch Raft. Wenn auch mein Traum nicht wahr wird, so kann ich als Schiffer doch ein nützlicher Mensch werden.“

„Ich will auch hoffen, daß du deine Zukunft nicht auf leere Träume baust,“ fiel ein wenig unwillig über Peters Aeußerung der Alte ein. „Meinetwegen magst du Schiffer werden; aber deine hochmüthigen Gedanken sind eitel Wind, mit dem sich schlecht segeln läßt, am allerwenigsten wenn man im Begriff steht, in das gefährvolle Meer des Lebens auszulaufen.“

„Das ist ein wahres Wort!“ sagte Inse weinend; „Peter, bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ So steht in der Bibel.“

„In der Bibel steht auch,“ antwortete Peter, „daß der Mensch über die ganze Erde herrschen soll. Wie kann er das aber, wenn er immer an seinem Wohnorte festklebt? Und sagt mir einmal, wo ist mein Vaterland, hier, oder im Osnabrückischen, oder in Holland? Ich glaube, die ganze Welt ist mein Vaterland, und ehrlich will ich mich ja auf ihr nähren.“

Martin umarmte hierauf den Jüngling und rief: „Reise mit Gott! Wenn dich dein Entschluß aber einmal verdrießen sollte, so denke daran, daß du hier zur Haidmühle Eltern hast!“

Inses Widerspruch war nun fruchtlos, und das Einzige, was sie thun konnte, war, eine recht stattliche Aussteuer für ihren Zögling zu bereiten. Der Jüngling wurde von Mutter und Schwester mit Kleidungsstücken und Wäsche wohl ausgestattet, von Vater Martin erhielt er gute Lehren und Reisegeld auf den Weg, und von Allen wurde er unter Thränen und Segenswünschen entlassen. So reisete er denn nach Emden ab, und auch wir lassen ihn ziehen und wünschen ihm Glück zur Fahrt. Vorläufig wollen wir in der Haidmühle bei den biedern Alten und der schmucken Margarethe bleiben und abwarten, ob und wann wir wieder von unserm Peter etwas hören werden. (Schluß im nächsten Heft.)



Ghietmar.

Von

Julius Wolff.

Original-Zeichnung

von

A. von Seyden.

Der letzte Karolinger schied
So ruhmlos, wie er lebte,
Und keine Chronik und kein Lied
Sagt, wo sein Geist entschwebte.

Zu Forchheim in der Fürsten Kreis
Ward Otto vorgeschlagen —
„Wie? nach dem Kinde soll ein Greis
Die deutsche Krone tragen?“

Dort steht der Mann, dem sie gebührt,
In seiner Blüthe Jahren,
Der Franken Herzog sei gekürt,
Mich laßt zur Grube fahren!“

Bald hatte Konrad auf dem Thron
Vergessen, was geschehen,
Und nahm des edlen Otto Sohn
Die väterlichen Lehren.

Den Sachsen war ihr Herzog werth
In seinem Schimpf und Leide,
Schlagfertig fuhr ihr blankes Schwert
Für Heinrich aus der Scheide.

Auch König Konrad stieg zu Ross,
Mit Heinrich nun zu fechten,
Der aber auf Burg Grona schloß
Sich ein mit wenig Knechten.

Der König legt mit Spieß und Speer
Sich wartend vor die Beste;
Dem Herzog wird vor solchem Heer
Nicht wohlgemuth im Neste.

Gesandte treten zu ihm ein,
Er solle sich ergeben,
Der König wolle ihm verzeihen,
In Frieden mit ihm leben.

Der Herzog weiß, was ihm verhängt,
Wie Konrad's Sinne wandeln;
Doch will er schon, von Noth gedrängt,
Nachgiebig unterhandeln.

Da dröhnt ein schwerer Eisenschritt
Den Gang herauf mit Schalle,
Von Kopf zu Fuß geharnischt tritt
Ein Ritter in die Halle.

Den Herzog selber um ein Haupt
Noch überragt der Rede,
Er ist vom scharfen Ritt bestaubt,
Sein Helmbusch streift die Decke.

„Herr Herzog“ spricht er laut und dreist,
„Ich komme nur, zu fragen,
Daß Ihr uns gnädigst unterweist,
Wo wir das Lager schlagen.“

Der Herzog stutzt: wer in Gefahr
Reicht dir die Hand zum Bunde?
Und fragt: „Wie stark ist Eure Schaar?
Wer führt? Wer gab Euch Kunde?“

„Wir kommen grad' vom Harze an,
Daß wir Euch hier erlösten,
Es sind bei dreißig tausend Mann,
Bin keiner von den Größten.“

Fest tritt er auf, das Eisen klirrt,
Hell klingen seine Sporen,
Des Königs Boten stehn verwirrt
Und eilen aus den Thoren.

„Nun sagt mir, Ritter, wer Ihr seid,
Wo Ihr den Weg genommen;
Labt Euch, legt ab das Panzerkleid,
Seid herzlich mir willkommen!“

Der lacht, daß auf dem Helmschirm
Die Pfauenfedern schwanen,
Auf schlägt der Ritter das Visir:
„Graf Thietmar, Euch zu danken!“

Nicht dreißig tausend rückten an,
Nicht tausend, auch nicht hundert,
Im Ganzen bringe ich fünf Mann,
Mag sein, daß Euch das wundert.

Doch denk' ich, daß Ihr mir verzeiht,
Wenn ich Euch so betrogen;
Es war ein Wort zur rechten Zeit
Aus Noth für Euch gelogen.“

Der Herzog dankt dem einen Mann,
Als wären's dreißig tausend,
Der König zog vor Schreck hindann
Mit seinem Heere brausend.

Sein Leben lang mit Listem schlug
Den Feind der Herzog schneller;
Er hieß, als er die Krone trug,
Heinrich der Vogelsteller.

Sprüche von Friedrich Güll.

Ein Tropfen süßen Weins wirkt heilsam wie Arznei;
So macht ein herzlich Wort ein Herz oft sorgenfrei.

Kein Garten ist die Welt, um drinnen zu lustwandeln:
Ein Markt, auf dem du sollst mit deinen Gütern handeln.

„Geduld!“ — „Was ist Geduld?“ — „Sie ist ein
gläubig Reigen,
Ein liebend Tragen und ein hoffend Stilleschweigen.“
„Und sonst ist der Geduld auf Erden nichts beschieden?“
„Mit Gott und mit der Welt und mit den Menschen
Frieden!“

Aus dem Elsass.

von

Carl Hackenschmidt.

Holzchnitt nach einer Skizze von A. von Zahn.



ein Elsaß deutsch, mein Elsaß frei —
 Mir ist, als träumt' ich noch.
 Ist's Wahrheit? Ist die Schmach vorbei,
 Zersprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
 Der längst verlorne Sohn?
 Schallt wieder frei so frisch, so warm
 Der Muttersprache Ton?

Hat sich der deutsche Löwenmuth
 Dem langen Schlaf entrafft?
 Ruht wieder die geraubte Brut
 Im Schatten seiner Kraft?

Nun brich mir nicht vor sel'ger Lust,
 Mein Herz, mein deutsches Herz,
 Nun steige aus befreiter Brust
 Mein Danklied himmelwärts!

Du Münsterthurm, so hoch und schön —
 Du Strom, der uns umzieht —
 Ihr Eichen auf des Basgans Höhen —
 Auf, werdet Klang und Lied!

O Heldevorwelt, Dichterchor —
 Steig aus der Gräber Ruh,
 Hol' frisch dein Saitenspiel hervor,
 Ifoldens Sänger du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
 Dem Ketter gottgesandt,
 Ein Gruß in alt und neuer Lieb
 Dem großen Vaterland.

Eine Fabel von Heinrich Viehoff.

Die Stadtmaus lud bei einem Feste
 Die Landmaus einst zum Mittagmahl
 Auf leckre Wildfasanenreste
 In ihren großen Speisesaal.

Der Gast kam an von seiner Reise,
 Auf türt'schem Teppich war gedeckt.
 Ihr denkt euch selbst, auf welche Weise
 Hier nun geschmaust ward und geschleckt.

Und traun! man muß dem Wirth es lassen,
 Daß Mahl war ganz, wie sich's gehört.
 Doch mitten in dem vollsten Prassen
 Ward plötzlich unser Paar gehört.

Sie hörten draussen Jemand kommen,
 Als wollte man zum Saal herein.

Schon hat der Wirth Reißaus genommen,
 Der Gast flieht eiligst hinterdrein.

Doch vor dem Saal wird's stille wieder,
 Das Paar ist gleich an seinem Ort.
 „Frisch,“ spricht die Stadtmaus, „laß dich nieder,
 Und fahren wir beim Braten fort!“

Die Landmaus sprach: „Ich dank' auf's beste,
 Und lade dich für morgen ein.
 Da wirst du zwar bei keinem Feste,
 Wie du mir gabst, zu Gaste sein;

Doch werden wir es ruh'ger haben,
 Da ist kein Poltrex, der uns hezt.
 Leb' wohl! wie kann ein Mahl mich laben,
 Wenn Furcht sich mit zu Tische setzt?“

Holda's Schübling.

Märchen

von

Billamaria.

Illustriert von Leopold Venus.



einer Berghöhe des Speffart schaute einst ein festes, stattliches Schloß hernieder in das blühende Mainthal. — Seine hohen Mauern und schlanken Thürme schienen für die Ewigkeit gebaut, denn bisher hatten die Jahrhunderte mit Sturm und Ungewitter und Feindeswaffen vergeblich an ihnen gerüttelt.

Der Strahl der Morgensonne weilte zuerst auf seinen Zinnen, und wenn es überall schon Nacht geworden, schwebte noch ein letzter Schimmer des Abendlichts um seine Erker.

In der Mitte des Burghofs stand ein uralter, majestätischer Lindenbaum; unter seinem Schatten bauten die Vöglein von fern und nah ihre Nester, und um seine Krone flüsterte eine wunderfame, fast verflungene Sage.

So lange der Lindenbaum grüne und blühe — lautete sie — würde das Schloß und seine Besitzer in Ehren und Ansehn dastehn, und mit seinem Falle auch die stolze Burg und ihr stattliches Geschlecht dahinsinken.

Daher stand die Linde in hohen Ehren, keine Hand durfte sie schädigen; ein Gitter hegte sie ein (gegen unvorsichtiges Nahen), und nur die Vöglein ließ man ungestört in ihren Zweigen nisten.

Aber alle wichtigen Ereignisse wurden in ihrem Schatten verhandelt: bei ihrem Rauschen schworen die Burghassen dem neuen Herrn ihren Lehnseid, in ihren Schatten trug der Burgherr auf seinem Arm sein neugebornes Kindlein zum erstem Ausgang, und unter ihr Blätterdach ließ er sich noch einmal führen, wenn er alt und lebensmüde die Stunde nahen fühlte, die ihn zu seinen Vätern versammeln sollte.

Dort unter dem Schicksalsbaume seines Geschlechts sprach er den ihn umstehenden Kindern seine letzten Wünsche aus und erteilte ihnen Abschied nehmend seinen Segen. —

Es war Abend; das Gold der sinkenden Sonne blitzte in den hohen Burghfenstern und senkte sich leise zitternd auf die Krone des Lindenbaums, in dessen Schatten sich auch der jetzige alte Burgherr zum letzten Male hatte führen lassen.

Seine Augen waren fast dunkel geworden, wie die Augen des Erzvaters Jakob, und das Haupt war gebeugt unter der Last der Jahre, aber sein Geist war klar und kräftig wie in seiner Jugend.

Seine beiden Söhne standen ihm zur Rechten und Linken, und vor ihm kniete in Thränen aufgelöst die liebe Gertrud — die Tochter seiner einzigen, früh verstorbenen Schwester.

„Meine Kinder,“ sprach er langsam und feierlich, „ich ließ mich hierherbringen unter diesen Baum, wie es meine Väter vor mir thaten, um euch meine letzten Wünsche auszusprechen und Abschied von euch zu nehmen. — Was mein Leben seit Jahren verbittert hat, mein Sohn,“ wandte er sich zu dem ältesten, der in der Blüthe der Schönheit und Kraft an seiner Seite stand, „ist dir wohl bekannt. Es ist die lieblose Gesinnung gegen deinen Bruder, die du in Wort und That bekundet von früh auf.“

Es hat mein Herz bedrückt in den Tagen der Gesundheit und das Leid des Scheidens dünkt mich schwerer noch beim Blick auf eure Zukunft.

Höre meine letzten Worte und verschließe ihnen dein Herz nicht.

Du wirst der Herr des Schlosses und seiner ausgedehnten Ländereien, du erhältst Macht und Reichthum, während deinem Bruder nur ein ge-

ringes Erbe zufällt. Laß ihn, den Schwachen und Kranken, bei dir wohnen in Friede und Eintracht, und was du ihm bisher an brüderlicher Liebe verweigert — o, erweise es ihm fürderhin! — Es ist deines Vaters letzte Bitte — willst du sie erfüllen?"

Ueber des Erben stolzes Antlitz flog ein finstrier Ausdruck, aber er bezwang sich. „Ich will!“ antwortete er.

„Und dann,“ fuhr der Greis fort, die Hand des vor ihm knienden Mägdeleins ergreifend, „halte diese hier wie deine leibliche Schwester, denn sie hat mein Alter gehegt und gepflegt gleich der lieblichsten Tochter! Versprichst du es?“

„Ich verspreche es!“ sagte der Jüngling, und sein stolzes Auge blickte freundlich auf die Weinende.

„Dann kann ich ruhig sterben,“ sprach der greise Burgherr; „mein Segen wird mit euch sein und unser Geschlecht wird grünen und blühen wie bisher.“ Damit erhob er sich mühsam, richtete die fast erloschenen Augen hinauf zu der schimmernden Laubkrone und lächelte befriedigt.

„Sie grünt noch immer wie zu meiner Väter Zeiten,“ sprach er, „und über ihren Wipfel werden noch Jahrhunderte hinziehen, ohne sie zu fällen. Heil diesem Baum und dem Geschlechte, das in seinem Schatten leben wird.“

Abschied nehmend legte er seine zitternde Rechte an den Stamm, dann streckte er die Hände nach den Söhnen aus und ließ sich von ihnen zurück geleiten unter das Dach seiner Väter.

Wenige Tage nachher schlummerte er sanft hinüber, überzeugt, daß durch das Versprechen seines Erstgeborenen die Zukunft der beiden andern sich froh und glücklich gestalten werde. Kaum aber war der alte Burgherr in der Gruft seiner Ahnen beigesezt, kaum war der Eidschwur der Burginsassen verhallt, als es sich zeigte, wie der neue Schlossherr sein Wort zu halten gedenke.

Als bei der Abendtafel Bruno, der jüngere Sohn, seinen Platz wie gewöhnlich zur Linken des Bruders einnehmen wollte — da wehrte es ihm jener stolz.

„Nicht so,“ sagte er streng; „von dem Augenblick an, wo du durch deinen Eidschwur mich als deinen rechtmäßigen Herrn anerkanntest, hat die Gleichheit zwischen uns aufgehört. Geh hinab zum Gesinde und sieh dort zum Rechten.“

Bruno blickte erstaunt in das Angesicht seines Bruders, aber es war ehern und unbeweglich.

„Mein Bruder“ hob er endlich schwütern an, doch jener ließ ihn nicht weiter sprechen, sondern deutete mit finstrem Auge nach der Thür.

Da wandte sich der machtlose Jüngling fort und schritt hinaus; aber er ging nicht hinab zu dem Gesinde, sondern schlich hinunter auf den Burghof und setzte sich dort unter die Linde, deren leises Rauschen seine schmerzvollen Gedanken begleitete.

War er nicht schon unglücklich genug?

Während auf das Haupt seines Bruders das Glück alle seine Gaben gehäuft hatte, war ihm Alles entzogen worden. Ein Sturz von der Treppe hatte schon in seinen Kinderjahren sein Wachsthum gehemmt und den einen seiner Füße so gekrümmt, daß er ihn kraftlos nachschleppte, und sein Gesicht war zwar schön und regelmäßig geformt, aber krankhaft blaß und leidend.

In jenen rauhen Zeiten aber galt Körperkraft und ritterliche Gewandtheit als höchstes Verdienst. Bruno's unverschuldetes Unglück hatte ihm schon manchen Spott und manche Kränkung zugezogen, und nun war er auch noch der Willkür eines hartenherzigen Bruders preisgegeben. Endlich richtete er sich auf, um in sein Erkerzimmer hinaufzusteigen und im Schlummer aller Schmerzen zu vergessen; aber eine neue, unerwartete Kränkung raubte ihm auch dieß traute Asyl.

Der Hausmeister stand an der Thür des Thurmgemachs und schien seiner schon gewartet zu haben.

„Nicht in dieses Gemach, Junker,“ sprach er, als Bruno die Hand an den Thürgriff legte; „Euer Herr Bruder hat Befehl gegeben, Euch eine andre Wohnung anzuweisen. Folgt mir!“

Bruno war so betäubt von dieser neuen Härte, daß er kein Wort der Einrede fand. Schweigend folgte er dem Hausmeister, der die Treppe wieder hinabstieg, über den Burghof schritt und in ein Nebengebäude eintrat, in welchem die Kammern des Burrgesinde's lagen.

„Hier, Junker“, sagte er, eins dieser düstern, armselig ausgestatteten Gemäcker aufschließend, „hier sollt Ihr künftig hausen — so will es Euer gestrenger Herr Bruder!“

Damit entfernte er sich, dem Jüngling eine „geruhfame Nacht“ wünschend.

Aber der vorhin ersehnte Schlummer wollte sich nicht auf seine Wimpern senken; ruhelos schritt er in dem dunklen Raume auf und ab und trat endlich an das kleine Fenster. Die Stirn an die Scheiben lehrend, schaute er hinab auf den Burghof, wo die Linde noch immer ihr leises Schlummerlied rauschte, während das Licht des Mondes sanft in Krone und Zweigen schwebte und ihre zitternden Schatten auf den Boden des Hofes zeichnete.

Drüben aber im Herrenhause strahlten die

Fenster des Speisesaals — sein Bruder saß dort an der Tafel — und die Schatten der aufwartenden Diener huschten an den erhellten Fenstern vorüber, während er, der gleiches Recht an jenes Haus und seine Güter hatte, von seines Vaters Tisch und Dach verwiesen und durch Wort und That den Dienern gleichgestellt war.

Nein, das war härter, als selbst sein sanftes, demüthiges Herz ertragen konnte!

Mußte er dienend sein Brod erwerben, dann wenigstens nicht im Hause seiner Ahnen, dem Hohn und Spott des rohen Gesindes ausgefetzt, das in des Burgherrn Benehmen einen Freibrief für die eigne Bosheit gesehen hätte. Am andern Morgen schon wollte er hinaus in die Welt ziehen, sich eine neue Heimath zu suchen.

Dieser Entschluß gab ihm Ruhe, und er entschlummerte endlich trotz des harten, ungewohnten Lagers. Am nächsten Morgen schritt er zur Stunde, in der er den Bruder beim Morgenimbisß wußte, hinüber in die Burg und erstieg die Treppe, die hinauf zum Speisesaal führte.

Das Frühstück war schon vorüber und der neue Burgherr prüfte eben die Kraft der Sehne an einer kostbaren Armbrust, die ihn auf die Jagd begleiten sollte. Als er des Bruders gewahrte, runzelte er finster die Brauen.

„Ich habe dich nicht rufen lassen,“ herrschte er ihn an, „hast du meine gestrige Weisung vergessen?“

„Nein,“ entgegnete Bruno erröthend, „sie ist es eben, die mich herführt. Es ist mir unmöglich die Stellung einzunehmen, die du, mein Bruder, mir im Hause unsrer Väter anweisen willst; darum will ich hinausziehen, mir eine andere Heimath zu gründen, und möchte dich bitten, mir meinen Antheil an dem väterlichen Erbe zu geben — dann will ich dieß Haus für immer verlassen.“

„Daran will ich dich nicht hindern,“ entgegnete der Burgherr höhrend; „ein Erbtheil aber hast du nicht — kannst also auch keines fordern, und nun geh!“

„Bruder,“ mahnte Bruno sanft, „denk an des Vaters letzte Bitte und an dein Versprechen.“

Da brauste der Burgherr auf.

„Hinaus, nicht einen Heller erhältst du! Hinaus, oder ich lasse dich mit den Hunden aus der Burg heßen.“

Da wandte sich Bruno thranenden Auges. Noch einmal schweiften seine Blicke durch den alten, trauten Raum, aus dem er nun verstoßen wurde, dann schloß er die Thür hinter sich und stieg langsam die Treppe hinab. Er schritt über den Burg-

hof und blieb einen Augenblick unter der Linde stehen; traurig schaute er hinauf zu ihrer dichtbelaubten Krone. „Sie grünt und blüht,“ sagte er leise, „und ein Sohn dieses Geschlechts, dessen Wohl mit dem ihrigen verknüpft sein soll, wird hinausgestoßen und muß ärmer als sein ärmster Diener das Haus seiner Väter verlassen.“

Dann schritt er durch die kleine Burgpforte, die sich neben dem großen, wohlverwahrten Thor befand, und nachdem er noch einen letzten Blick auf die väterliche Burg geworfen, stieg er den steilen Schloßberg hinab.

In schmerzliches Sinnen verloren wandelte er dahin, da drang es plötzlich in lieben, wohlbekannten Lauten an sein Ohr.

„Bruno, Bruno, halt an, eile nicht so!“

Er wandte sich um und zum ersten Mal seit dem vergangenen Abend schimmerte ein Freudenstrahl auf seinem bleichen Gesicht.

In eiligem Laufe flog Gertrud daher, jetzt hatte sie ihn erreicht.

„Du sollst nicht allein gehen,“ schluchzte sie athemlos, „eben erfuhr ich Alles, was sich seit gestern Abend zugetragen, von dem Hausmeister. Da habe ich deinem Bruder erklärt, lieber mein Brod unter Fremden essen zu wollen, als länger in dem Hause eines so hartherzigen Mannes zu bleiben.“

„O, Gertrud,“ sagte Bruno mit freudigem Erröthen, ihre Hände ergreifend, „wie wohl thut mir diese Theilnahme! Aber es geht nicht an, daß du so jung, so schön und zart allein in der Welt dastehst, ohne Halt und Schutz. Geh' zurück, Gertrud, thu es aus Freundschaft für mich. Vielleicht gelingt es deinem Einfluß, meines Bruders Herz liebevoller gegen mich zu stimmen, und ich kann später in das Vaterhaus zurückkehren. — Willst du?“

Gertrud nickte unter Thränen.

„Und nun noch Eins: Wenn ich an die Heimath denke, laß mich hoffen, daß ein Herz wenigstens dort in alter Freundschaft mein gedenkt — darf ich das?“

Gertrud nickte abermals in heißen Thränen, denn reden konnte sie nicht.

„Sieh, Gertrud,“ fuhr er fort, „jetzt ist mir schon nicht mehr so traurig zu Sinne — und nun habe Dank und Gott behüte dich!“

Er wandte sich schnell fort, um seine Nührung zu verbergen, und schritt thalwärts, während Gertrud langsam den Schloßberg wieder hinaufstieg. —

Rastlos wanderte Bruno weiter, obgleich sein lahmer Fuß die Eile merklich hemmte, aber es

drängte ihn fort aus der heimatlichen Gegend, wo jeder Blick aus bekanntem Auge ihn schmerzlich an die erlittene Demüthigung mahnte.

Der Schloßberg und das Dorf zu seinen Füßen waren seinen Blicken entschwunden — Thal und Höhen lagen schon längst dazwischen, und in der Ferne verhieß ein Wald mit seinem kühlen Schatten dem armen, müden Wanderer ein verborgenes Ruheplätzchen.

Endlich, endlich hatte er ihn erreicht. Todesmatt und fast verschmachtet sank er im Schatten eines Baumes auf den moosreichen Waldboden nieder.

In der Aufregung des heutigen Morgens hatte er des Frühmahls vergessen und die Burg verlassen, ohne einen Zehrpennig, ohne einen Bissen Brodes; dabei war er stundenlang in der brennenden Hitze gewandert — er, der zu Fuß nie über den Umkreis der Burg hinausgekommen war.

Nun fand er sich hungrig und müde in einer unbekanntem Gegend, hinter ihm eine kahle, menschenleere Haide, vor ihm ein dichter, dunkler Wald.

Ein Gefühl der Verlassenheit kam über ihn, wie er es nie empfunden; er sank mit dem Kopf auf das Moos nieder; Thränen rannen über sein Gesicht, und endlich fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu und er schlief ein.

Erst nach mehreren Stunden erwachte er wieder; die Sonne sank eben am Rande der Haide hinab und die Blätter des Waldes waren überhaucht vom Purpur der Abendröthe.

Eilig raste er sich auf. Wohl quälte ihn Hunger und Durst, aber noch mehr peinigte ihn die Furcht, im Dickicht übernachten zu müssen und dem Ueberfall wilder Thiere ausgesetzt zu sein. Er schritt so eilig er vermochte, weiter hinein in den Wald, in der Hoffnung, noch bei dem letzten Schimmer des Abendlichts einen Pfad zu finden, der ihn vielleicht zu einer Köhlerhütte führen möchte.

Aber die Helle, die anfänglich noch seine Schritte begleitet, verlor sich immer mehr, je tiefer er in den Wald eindrang; bald stieß er mit dem Kopfe gegen einen niederhängenden Ast, bald zerriß er Hände und Gesicht an dornigem Gestrüpp, dann stürzte er wieder in eine Vertiefung des Bodens, die er in der jetzt gänzlich hereingebrochenen Dunkelheit nicht sehen konnte, und dabei tönte aus der Ferne das Heulen der Wölfe und der schauerliche Ruf des Uhus. Sein Herz pochte laut vor Entsetzen und die zitternden Füße trugen ihn kaum noch vor Ermattung und Schwäche.

Da blickte aus weiter Ferne ein Lichtlein durch den Wald — ach Menschen, Menschen, zu denen er

flüchtete, die ihm Obdach und Speise gewähren konnten — und der fast gänzlich erloschene Lebensmuth flammte von neuem auf.

So schnell seine armen, strauchelnden Füße gestatteteten, strebte er vorwärts; mochten die Zweige ihm auch in's Gesicht schlagen und die Dornen ihm die Haut zerreißen — er achtete es nicht; die Augen unverwandt auf das Lichtlein gerichtet, eilte er weiter.

Jetzt endlich hatte er das Ende des Waldes erreicht, vor ihm lag eine weite Ebene, aber die Nacht hatte ihren Schleier darüber gebreitet und er wußte nicht, ob ein Paradies oder eine Wüste sich darunter berge, — aber immer noch schimmerte das Lichtlein durch die Nacht, und wie er jetzt erkannte, von einer noch entfernten Höhe herab.

Noch einmal hob die Hoffnung auf menschliche Nähe und Hülfe seine Kräfte; er schleppte sich über die Ebene hin und stand nun vor einem Berge, von dessen Höhe das Licht herniederstrahlte. Auf Händen und Füßen kletterte er hinan und war nun endlich am Ziel.

Er stand vor einem Häuschen, dessen graues, moosbewachsenes Dach sich fast bis zum Boden senkte; durch das einzige Fensterlein glänzte helles Licht und in seinem Schimmer sah Bruno mitten in dem traulichem Gemach eine hohe, schöne Frau. Sie saß an goldnem Spinnrocken und ihre weißen Finger drehten mit Zauberschnelle einen feinen, silberglänzenden Faden; dabei sang sie ein uraltes, längst vergessenes Lied, und wie die wunder süßen Töne leise sanken und stiegen, so hob und neigte sie begleitend ihr schönes Haupt.

Ihre Schönheit war unvergleichlich und unvergänglich. Die milden, blauen Augen blickten so klar und still, als könne Erdenleid sie nimmer trüben, und über der weißen Stirn glänzte das goldne Haar wie eine Königskrone.

Bruno vergaß für den Augenblick Müdigkeit und Hunger und starrete wie bezaubert auf das seltsame Bild vor ihm — endlich faßte er Muth, hinzugehen; sie sah so mild und gütig aus, als könne sie eine Bitte nicht zurückweisen.

Leise öffnete er die Thür, da sein Klopfen bei dem Gesang ungehört verhallte, und trat mit ehrerbietigem Gruße vor die hohe Frau.

Das Lied verstummte, aber die weißen Finger spannen unermülich weiter, während sie ihr Antlitz freundlich dem Jüngling zuwandte.

„Willkommen, Bruno,“ sprach sie in gütigem Tone, und ihre Stimme klang fast ebenso süß wie ihr Gesang; „kommst du zu mir ein Obdach zu

suchen?" Bruno fand vor Erstaunen keine Antwort — sie kannte ihn und er hatte sie doch nie gesehen.

Sie erhob sich, setzte ihren Spinnrocken bei Seite und ging hinaus. In wenigen Minuten lehrte sie zurück und reichte dem Jüngling einen Becher stärkenden Weines und Brod, so wohlschmeckend wie er es noch nie genossen. Als er sich dann erquicht hatte, öffnete sie die Thür eines anstoßenden Gemaches und führte ihn zu einem weichen Mooslager. Mit innigem Danke gegen die gütige Frau legte er sich nieder und bald vergaß er in einem sanften Schlummer der Schmerzen und Gefahren des vergangenen Tages. —

Die Morgensonne, die auf den Zinnen der väterlichen Burg glänzte, drang mit ihrem goldigen Scheine auch in das kleine Gemach, wo Bruno noch süß träumte, und weckte den Schlummernden. Neu gestärkt richtete er sich auf und schaute umher.

Durch das offene Fenster drangen wieder die Töne des Liedes, welches gestern Abend einen so wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte; es erfüllte jetzt seine Seele mit neuem Muth und frischer Hoffnung, und wie in weiter Ferne lagen die Schmerzen und Mühen des verflossenen Tages.

Er eilte hinaus, der gütigen Frau zu danken und dann weiter zu ziehen.

Das Gemach, in dem sie gestern geseßen, war leer, aber der Gesang leitete ihn und er trat hinaus vor das Häuschen.

Wo war er nur?

Sprachlos vor Staunen schaute er um sich, aber wohin er die entzückten Blicke wandte, stets strahlte ihm Herrlicheres entgegen. Silberhelle Bäche wandten sich durch dieses Eden, und an ihren Ufern blühten Blumen, leuchtend wie die Sterne. Im Schatten der mächtigen Bäume mit den ewig grünen Kronen ruhte das Wild der Berge und Wälder bei einander in nie gestörtem Frieden, und über ihnen hin schwebten Vögel, deren Gefieder in wunderbarem Farbenglanz leuchtete.

Eine leise Berührung seiner Schulter weckte Bruno aus seinem glücklichen Vergessen. Neben ihm stand die hohe, schöne Frau vom vergangenen Abend — ach, mit Schmerzen dachte er jetzt daran, daß er von ihr und ihrem Wunderlande scheiden solle.

„Ich suchte Euch, edle Frau,“ sprach er endlich, „um Euch Dank und Lebewohl zu sagen!“

„Wohin willst du denn?“ fragte sie.

„Fort in die Fremde,“ sagte Bruno, „mir eine

neue Heimath zu suchen. Wo? — das weiß ich freilich noch nicht!“

„Aber warum bist du nicht in deines Vaters Burg geblieben?“ fragte sie.

Bruno zögerte. Ein gutes, edles Herz sträubt sich, die Schuld des Bruders bloßzulegen, aber die Unwahrheit konnte er auch nicht sagen, darum schwieg er.

„Du hast ein braves Herz,“ sagte die hohe Frau gütig, „ich weiß Alles!“

Und nun erzählte sie ihm aus seiner Kindheit Dinge, die er fast vergessen und die jetzt wieder frisch in seiner Erinnerung auflebten, und dann sprach sie von seines Vaters Abschiedsworten, von dem Versprechen seines Bruders und von Allem, was darauf folgte bis zum vergangenen Abend, so genau als ob sie dabei gewesen wäre.

„Du siehst,“ schloß sie, „ich weiß Alles und habe es dir gesagt, um dir Vertrauen zu mir einzulösen. Willst du nun bei mir bleiben, mir meinen Garten bauen und meine Thiere pflegen helfen, so kannst du hier lernen, was — wenn du einst zurückkehrst — dir helfen kann eine neue Heimath zu gründen.“

„Ach, wie gern will ich bei Euch bleiben, edle Frau,“ sagte Bruno freudig, „wie willig werde ich Euch dienen und sorgsam Alles thun, was Ihr mir heißet.“

So blieb nun Bruno bei der hohen Frau, die keine andere war, als die gütige Holda, die geheimnißvolle Schützerin des Ackerbaues und der Weinberge, von der die Sage so viel Herrliches in diesen Thälern erzählte. Hier auf hohem Berge wohnte sie und oftmals stieg sie thalwärts, Felder und Weinberge zu segnen und den frommen und bedürftigen Sterblichen ungesehen ihre reichen Gaben zu bringen.

Was Bruno einst von einem goldenen Zeitalter hatte erzählen hören, das sah er hier verwirklicht. Ein ewiger Frühling mit blauem Himmel und balsamischer Luft spannte sich über Holda's Zauberreich. Auch nicht das leiseste Echo von dem Schmerz und Kampf des Erdenlebens drang hinauf zu dieser Friedeshöhe, wo Alles, was dort feindlich sich getrennt, hier oben in unzerstörbarer Eintracht lebte.

Unter Holda's Leitung waltete Bruno in diesem Wunderland, pflegte der Bäume und Blumen und sorgte für die Wartung der Thiere.

Wenn dann nach dem freudig vollbrachten Tagewerk der Abend kam, setzte sich Holda vor die Thür ihres Häuschens und spann an ihrem goldnen Spinnrocken; Bruno saß dann zu ihren Füßen und

auch die Thiere kamen herbei und schmiegt sich still an ihre Herrin. Dann begann Holda ihren wunderbaren Gesang. In süßen Tönen zog er dahin durch die hohen Baumkronen hinab zur Ebene und verlor sich leis verfliegend in dem fernen, dunklen Walde.

Dann lauschten selbst die Thiere wie gebannt und die Wipfel des Waldes neigten sich wie zu leisem Dank. —

So zogen die Tage schön und genussreich dahin; der Sommer schwand und der Herbst senkte

Und wieder reichte sich in heiterem Wirken und genussreicher Ruhe Tag an Tag; der Winter schwand und die Ebene und der Wald tief unten grünt im neuen Frühlingskleide.

„Nun laß uns die Arbeit unsrer Abendstunden den Menschen nutzbar machen,“ sprach Holda nach einem vollbrachten Tagewerke, als die Sonne eben hinter dem Walde hinabgesunken war, und damit deutete sie auf einen Tragkorb voll silberglänzender Garnknäule, die ihre fleißige Hand gesponnen.

„Lege jetzt die Pfahlstecken darauf, die du im



sich regenschwer hinab zu den Thälern der Erdenkinder; hier oben aber strahlte noch immer goldnes Sonnenlicht und blauer Himmel. Dann kam der Winter und breitete sich silberglänzend über die Ebene tief unten und über den entblätterten Wald; doch in Holda's Zauberland waltete die Natur in unsterblicher Jugend, nur die Sonne sank früher und die Nacht deckte eher als sonst, ihren Fittich über Glanz und Blüten.

Nur an den Abenden vertauschten Holda und ihr Schützling den Sitz im Freien mit dem traulichen Gemach. Holda saß spinnend am Herdfeuer und Bruno, ländliches Geräth schnitzend, zu ihren Füßen.

Dann redete die gütige Frau zu ihm von den verborgenen Kräften der Natur und lehrte ihn mit aufmerksamem Auge ihr geheimnißvolles Walten beachten.

Winter am Herdfeuer schnitztest, damit sie nun den Weinbergen zu Gute kommen!“

Bruno gehorchte, und als der Tragkorb hoch bepackt war, hob sie ihn mit zauberstarker Hand auf des Jünglings Nacken.

Wohl war die Last schwer und der Bruno der früheren Tage wäre ihr nicht gewachsen gewesen, aber Holda's gütige Hand hatte längst seine Uebel geheilt. Der franke Fuß war gerade und kräftig geworden gleich dem andern, und Gesundheit und Jugendfrische hatte die Blässe seines Angesichts verdrängt.

So wandelte er kräftigen Schrittes an der Seite der hohen Frau; mühelos schritt er neben ihr den steilen Bergpfad hinab und über die Ebene hin, über die er sich damals fast sterbend geschleppt, und dann

traten sie in den Wald, dessen Schatten einst so viele Schauer für ihn bargen.

Längst war es Nacht geworden auf Erden, aber um sie her glänzte es tageshell — Holda's Karfunkel-
diadem strahlte wie Sternenlicht, und erschreckt flohen die Thiere des Waldes vor diesem Glanze.

Nun schritten sie über die öde Haide. Kein Hälmlchen bog sich unter Holda's leichtem Fuß, aber die Glühwürmchen erwachten von dem Glanz ihres Haupt schmuck, huschten empor aus dem blühenden Haidekraut und folgten leuchtenden Flugs der Spur der hehren Frau.

Seitab zwischen Aekern und Weinbergen lag ein Dörfchen — dorthin lenkte Holda ihre Schritte.

Der Frieden eines treulich vollbrachten Tageswerks ruhte auf dem Dertchen und seinen kleinen, freundlichen Häusern. Aus ihren Fenstern drang traulicher Lampenschimmer und tönte ein frommes Abendlied oder der Klang fröhlicher Kinderstimmen.

Holda's Auge lächelte befriedigt; unhörbar trat sie näher und ungesehen blickte sie in manch helles Fenster, und wo sie die Spuren des Fleißes und der Frömmigkeit in dem blanken Hausgeräth und in den frischen, fröhlichen Angesichtern fand, da legte sie leise eines ihrer nie endenden Garnknäule auf das Fensterbret, daß die Bewohner es im Lichte des kommenden Morgens finden möchten.

So ging es weiter von Haus zu Haus und dann hinaus aus dem Dörfchen zu den Aekern und Weinbergen ihrer frommen und fleißigen Lieblinge. Dort setzte sie einen von den Pfahlsteden, die Bruno's Hand geschnitten, und band die jungen Reben daran fest.

Und welchen Weinberg sie so begabt und welches Feld sie segnend durchschritten — das grünte und blühte herrlicher als alle andern und versprach eine hundertfältige Ernte.

Weiter wandelten sie ohne sichtbare Eile und doch mit dem zauberschnellen Schritt der Geister, der dem fliegenden Wolkenschatten gleicht.

Dörfer und Fluren glitten an ihnen vorüber, doch Holda's segnende Hand vergaß keines. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, das blühende Mainthal durchwandelt und die mütterlichen Gaben Holda's vertheilt, da wandten sie sich wieder der fernen Heimath zu, und ehe die Sonne den Osten röthete, hatten sie ihr Zauberreich wieder betreten.

Unter Arbeit und Genuß, unter freudigem Schaffen und noch freudigerem Spenden schwanden die Tage und reiheten sich unbemerkt zu Jahren. Bruno dachte kaum mehr des verlassenen Vaterhauses, denn hier war ihm mehr Güte und Liebe zu Theil geworden, als er in der Heimath gefunden.

Da sprach Holda einst in der Frühe eines Sommermorgens: „Jetzt sind nun drei Jahr verflossen, seit du, Bruno, bei mir weilst. Dein Bruder hat Zeit gehabt über sein Unrecht nachzudenken; so wollen wir jetzt zu ihm gehen, dein Erbe von ihm zu fordern. Bringe mir mein Roß und dann laß uns eilen.“

Es bedurfte keines langen Hartens — als wenn es das Wort der Herrin gehört, so flog das herrliche Thier herbei, das mit goldnem Huf durch die Wolken eilt und die hehre Frau mit Zauberfluge über Land und Wasser trägt.

Willig beugte es den schneeweißen Nacken und sanft und harmonisch erklangen die silbernen Glöckchen an Sattel und Zaumzeug, als Holda sich hinaufschwang und Bruno bedeutete, gleichfalls aufzusteigen.

Und nun schwebten sie dahin, hoch über Wald und Haide, und Holda's Wunderland trat weiter und immer weiter zurück; Bruno grüßte mit Hand und Mund hinüber, so lange sein Auge es erreichen konnte. Noch unterschied er die schlanken Gestalten seiner Lieblinge, der weißen Hirsche, wie sie am Rande der Höhe standen und ihm nachschauten, als wüßten sie, daß der treue Pfleger niemals wiederkehre. Jetzt sah er nur noch die stolzen Geweihe, jetzt nur noch die immergrünen Baumkronen, und nun trat eine Wolke dazwischen und Holda's Paradies war ihm für immer entschwunden.

Weiter durch den Luftraum schwebte Holda's weißes Roß, die Glöcklein erklangen in lieblichem Geläut und die kleinen Wölkchen stoben unter seinem goldenen Huf aus einander, wie eine gescheuchte Lämmerherde, aber dann folgten sie wieder eilenden Zuges der hohen Frau, deren machtvolle Hand sie so oft in erquickendem Regen hinabgesandt hatte zur durstenden Erde.

Tief unter ihnen lag das Mainthal. Mit goldner Schwinge schwebte das Morgenlicht über dem glitzernden Strome und den blühenden Fluren, ruhte grüßend auf den Dächern der friedlichen Dörfer und flog dann empor zu den Felsen, auf denen Burgen in stolzem Bau zum Himmel emporstrebten. — Und nun, an der äußersten Linie des Horizontes, tauchte es langsam empor aus den Morgennebeln — das Schloß seiner Väter, das ihn ausgestoßen und das er in tiefster Seele dennoch Heimath nannte. Mit glänzendem Auge blickte er hinüber zu den zierlichen Erkern und den kühn emporstrebenden Thürmen; vergessen war das Wunderland, das er eben verlassen, und die Erde gewann wieder ihre Rechte an ihn.

Jetzt unterschied er schon deutlich jede Linie des

stolzen Baues. Er sah die uralte Linde ihre Wipfel neigen im Morgenwind, und dahinter das goldne Kreuz auf der Kapelle, in der sein Vater schlummerte — und wie mit einem Zauberschlage stand die ganze leidvolle Vergangenheit wieder vor seiner Seele.

Er sah wieder die ehrwürdige Gestalt seines verstorbenen Vaters, sah wieder Gertruds Antlitz und die Abschiedstränen, die sie um ihn geweint, und dachte mit Wehmuth des Bruders, dem er seine Lieblosigkeit längst verziehen.

Jetzt waren sie hoch über der Burg. Langsam senkte sich das Zauberross zur Erde und beugte den schlanken Hals, bis seine Herrin und ihr Schützling abgestiegen waren; dann stieg es wieder in die Lüfte und verschwand, unter dem Klang der Silbergloden, in den Wolken.

Sie standen an der kleinen Pforte neben dem Hauptthor, durch welche Bruno vor Jahren den letzten Blick auf das heimatliche Schloß geworfen; auf Holda's Klopfen öffnete sich das Pfortchen und sie trat mit dem Jüngling auf den Burghof.

Noch immer grünte und blühte die mächtige Linde, noch nisteten die Vöglein in ihren Zweigen, und unter ihrem schattigen Blätterdach stand der Burgherr, Bruno's Bruder, und erteilte seine Befehle. Er war zur Jagd gerüstet, eine Schaar von Dienern stand um ihn her und etwas ferner die Meute heulender Rüden.

Holda nahte königlichen Schrittes der Menge, die Sonne lag blinkend auf ihrem Diadem und auf den schneeweißen Gewändern. Bei dem Glanz ihrer Erscheinung verstummte selbst der stolze Burgherr, die Diener traten ehrfurchtsvoll zurück und das Geheul der Meute erstarb. Holda trat, Bruno an der Hand führend, dicht vor den Burgherrn. „Hier ist Bruno, dein Bruder,“ sprach sie mit heller, weithin vernehmbarer Stimme, „und in seinem und seines verstorbenen Vaters Namen fordere ich von dir sein Erbtheil, das du ihm bisher widerrechtlich vorenthalten.“

Der Burgherr hatte sich wieder ermannt. „Wer bist du?“ fragte er mit dem ganzen Stolze seiner wilden Natur, „wer bist du, daß du es wagen darfst, zwischen uns zu treten?“

„Ich bin Holda,“ entgegnete sie ernst, „dir und Allen hier im Lande wohl bekannt von Jugend auf als die Schirmerin eurer Kluren, dem Unterdrückten beistehend, den Uebelthäter strafend; darum fordere ich dich auf mir Folge zu leisten, oder der Strafe gewärtig zu sein!“

Diese Worte, in Gegenwart seiner Dienstmannen gesprochen, reizten den stolzen Sinn des

Burgherrn. Jetzt wollte er zeigen, daß er Niemanden fürchte und Niemanden zu gehorchen habe.

„Ich kenne dich nicht!“ entgegnete er hochmüthig; „in meiner Kinderzeit, aus Ammenmunde habe ich deinen Namen gehört — soll ein Ritter vor Ammenmärchen zittern? Dieß Schloß mit Allem, was darin ist, gehört mir, mir allein, und Niemand hat daran etwas zu fordern. — Dir aber rathe ich, sammt jenem Knaben an deiner Seite dieß Schloß sofort wieder zu verlassen.“

Holda antwortete nichts, aber ihre sonst so sanften Augen weilten auf dem Angesicht des Ritters mit einem Ausdruck, der ihn innerlich erbeben ließ; aber mit Gewalt dieß Gefühl zurückdrängend rief er zornig:

„Willst du nicht freiwillig gehen, so sollst du Geleit haben. Herbei ihr meine Getreuen, werft dieses Weib hinaus sammt ihrem Begleiter!“

Holda rührte sich nicht, aber ihr Auge schweifte in dem Bewußtsein ihrer Macht ernst und hoheitsvoll über die Schaar der Diener, und bezwungen von der Majestät dieses Blicks, wagte keiner sich zu rühren.

„Ha, Feiglinge!“ schäumte der Burgherr, „diesen Ungehorsam sollt ihr büßen! Laßt die Hunde los, daß sie das Gefindel hinaushegen!“

Wieder regte sich Niemand.

Da stürzte der Ritter selbst hinzu, riß dem wie versteint nach der Erscheinung blickenden Diener die Leine aus der Hand und koppelte die Hunde los, sie mit wüthendem Zuruf auf Holda und seinen Bruder hegend; aber die sonst so blutgierigen Thiere blieben zitternd stehen und kein Peitschenhieb vermochte sie auf Holda anzutreiben. Heulend ergriffen sie dann die Flucht und verkrochen sich in den Winkeln des Hofes.

Fast sinnlos vor Wuth ergriff der Burgherr seine Armbrust, legte einen Pfeil darauf, zielte auf Holda und drückte ab. — Der Pfeil schwirrte durch die Luft und sank kraftlos zu den Füßen der geheimnißvollen Frau.

„Jetzt ist das Maß deiner Uebelthaten erfüllt,“ sagte sie mit ernster Stimme, hob den Pfeil auf und trat zur Linde. Niemand rührte ein Glied, selbst der Burgherr stand wie gefesselt und harrete des Kommenden.

Holda hob die Hand mit dem Pfeile hoch empor und trat zur Linde.

„So erfülle sich dein Geschick!“ rief sie mit laut tönender Stimme, indem sie den Pfeil tief in das Mark des Baumes stieß.

Da klang es aus der Linde wie das Aechzen

eines tödtlich Verwundeten, der Baum erzitterte von der Wurzel bis zur Krone und die Schaaren der Vögel flogen auf, umkreisten mit ängstlichem Geschrei noch einmal die alte Wohnstätte und flogen dann in die Ferne, um nimmer wiederzukehren.

Niemand hatte in der Aufregung darauf geachtet, daß der Sonnenschein verschwunden war und dunkle Wellenmassen den Himmel bedeckten.

Ein heftiger Windstoß brauste daher, trieb heulend die Gewitterwolken vor sich hin, und als sie schwer und rabenschwarz über der Burg hingen, zuckte plötzlich ein greller Blitzstrahl hernieder, fuhr in die Linde und sogleich stand der majestätische Baum in hellen Flammen.

Hoch empor strebte die Lohe, wie ein feuriger Riesensinger hinaufweisend zum Himmel, zu dem Rächer aller Missethaten.

Jetzt kehrte Leben und Thatkraft in den Burgherrn zurück.

„Auf, auf, meine Mannen, helft mir den Baum retten!“ rief er mit einer Stimme, die Zorn und Angst fast unverständlich machten, denn er gedachte der alten Prophezeiung, deren Erfüllung jetzt zu nahen schien. Aber die Dienstleute gehorchten nicht mehr der sonst so gefürchteten Stimme; von den Schrecken der Geisterwelt ergriffen stürzten sie fort und flohen aus der Burg, deren Schicksal auch sie ahnten.

Da öffnete sich plötzlich die Thür der Vorhalle und aus den inneren Gemächern der Burg eilte ein junges Mädchen mit dem Ausdruck der Angst und des Schreckens in den schönen, bleichen Zügen auf den Burghof heraus.

Einen Augenblick stand sie zitternd da und starrte entsetzt erst auf den brennenden Baum, dann in das wuthverzerrte Antlitz des Ritters; da eilte Bruno herbei und erfaßte freudig ihre Hände.

„Fürchte dich nicht, Gertrud, dir wird nichts Uebles geschehen; komm mit mir, komm!“

Sie hatte verwundert in das blühende Angesicht geschaut, aber als sie seine liebe, bekannte Stimme hörte, flog ein freudiges Erkennen über ihr kummervolles Gesicht.

„Bist du es, Bruno? bist du endlich gekommen? — O, Gott sei Dank, du wirst mich retten! Sieh, dein Bruder hält mich seit Monaten in festem Gewahrsam, weil ich mich weigerte sein Weib zu werden. So eben beim Rollen des Donners und dem Leuchten der Blitze sprangen die Riegel meines Gefängnisses und ich eilte hinaus in die Freiheit.“

„O, meine arme, arme Gertrud,“ tröstete Bruno, „jetzt soll er dir nichts mehr anhaben!

Komm mit mir und begieb dich in den Schutz der gütigen Frau dort.“ Sanft leitete er das zitternde, todtblasse Mägdelein zu Holda.

„Ich weiß Alles!“ unterbrach diese seine Worte, indem sie liebevoll dem armen Kinde ihre Hand entgegenstreckte; „laßt uns bei Seite treten, auf daß sich das Schicksal dieses Hauses erfülle!“

Sie schritt in der Mitte ihrer beiden Schützlinge über den Burghof, in dessen äußerster Ecke sich die Ahnengruft erhob.

Dort hinein traten die drei, und während die Elemente ihr Zerstörungswerk an der Burg begannen, ihre Wuth über denselben entfesselten, schwebte um diese Stätte tiefer Frieden — und wie damals die Finsterniß der Nacht um Holda her zu hellem Strahlenglanz sich wandelte — so wagte sich das Ungewitter auch nicht in ihre gefeierte Nähe.

Allein stand der Burgherr mitten im verlassenen Burghof — Alles war geflohen!

Da zuckte abermals ein Blitzstrahl herab, fuhr in einen der festen Thürme — und mit donnerähnlichem Getöse sank die stolze Wahrzeichen einer vielhundertjährigen Macht.

Jetzt stürzte auch der andere Thurm, die Mauern bebten und fielen und das Hauptgebäude neigte sich; aber im Burgverließ stand sicher geborgen die Truhe voll gemünzten Goldes.

Stolz und Troß kehrten bei diesem Gedanken dem Burgherrn wieder, und mit triumphirenden Blicken eilte er zur Eingangspforte des tiefen Verließes.

Noch hielten die Mauern des Mittelbaues über demselben — er sprengte das Pfortchen und stieg hinab in die Tiefe.

Da fuhr abermals ein Blitzstrahl herab, das noch Stehende wankte und stürzte zusammen und ein Schutthaufen versperrte jetzt den Eingang zum Burgverließ.

Bruno schrie laut auf und sprang empor, seinem Bruder zu Hülfe zu eilen, aber Holda ergriff seinen Arm.

„Zu spät!“ sagte sie in tiefem Ernste, „sein Geschick hat sich erfüllt!“

Da sank Bruno zurück auf die Stufen des Altars und verhüllte in stillem Schmerze sein Gesicht.

Die Flammen hatten jetzt ihr Werk vollendet, langsam sanken sie zusammen und ein Häuflein glimmender Asche war Alles, was von dem herrlichen Baum übrig war, dessen Schatten ein mächtiges Geschlecht Jahrhunderte hindurch geschirmt hatte.

Die Burg lag in Trümmern und unter ihrem Schutt begraben der letzte Burgherr.

Allmählig zertheilten sich die dunklen Wolken und schwebten von einem leisen Winde getrieben dem fernen Westen zu. Die Sonne trat wieder hervor und senkte ihre Strahlen auf die zerstörte Burg, wie auf die unverfehrt gebliebene Kapelle.

Holda wandte sich jetzt zu ihren Schützlingen.

„Trauert nicht mehr um Jenen,“ sprach sie tröstend, „denn er hat sein Geschick herausgefordert; und nun kommt das Erbe zu theilen und die unheimliche Stätte zu verlassen.“

Sie näherte sich der verschütteten Thür des Burgverließes. Vor der Zaubermacht ihrer Hand wichen die Trümmer aus einander und in wenigen Augenblicken war der Eingang frei.

„Harret hier mein!“ sprach Holda zu ihren Schützlingen; „der Anblick dort unten in der Tiefe würde euren Herzen weh thun, darum gehe ich allein hinab, dein Erbe, Bruno, dir zu holen.“

Sie verschwand in dem Eingang zu den düstern Gewölben, aber nach kurzem Harren stieg sie wieder empor zu dem klaren Lichte des Sommerabends. In ihren Händen trug sie die Truhe mit dem Schätze.

„Hier, Bruno,“ sprach sie huldvoll, „empfange dein Eigenthum — und nun muß ich von euch scheiden. — Ich habe dir zu deinem Erbe verholfen — es wird hinreichen, dir eine neue gleich stattliche Burg zu erbauen.“

„Nie, nie!“ rief Bruno mit Grauen; „ich habe in den Burgen Lieblosigkeit und Härte gefunden, ich habe das stolze Haus meiner Väter fallen sehen — nie mehr mag ich in einem Schlosse leben! Bei dir, meiner gütigen, hohen Wohlthäterin habe ich die Freude an nützlicher Arbeit und den Segen eines treuen Wirkens kennen gelernt, und selbst geschaut, daß Frieden und Glück in der Hütte des frommen und fleißigen Landmannes wohnt. Gleich ihm will ich meine Acker bauen und die Geschicklichkeit und die Kenntnisse nützen, die ich deinen weisen Lehren verdanke.“

Da strahlte das Antlitz der hehren Frau in heitrem Glanze.

„Deine Wahl ist so, wie ich sie dir wünschte,“ sagte sie, ihn und Gertrud huldvoll anblickend; „Segen wird mit euch und eurem Thun sein, denn ihr werdet fromm und fleißig bleiben. Lebt wohl, lebt wohl!“

Sie winkte mit der Hand nach Osten und so gleich ertönte ein helles Klingen; Holda's weißes Kopf schwebte herbei und beugte wieder den schim-

mernden Nacken vor der Herrin. Sie nahm ihren Sitz ein, neigte noch einmal grüßend ihr Haupt; dann erhob sich das königliche Thier und stieg unter dem Klang der Silberglocken hoch empor in die Lüfte.

Arm in Arm schauten Bruno und Gertrud der hehren Erscheinung nach, wie sie höher und höher schwebte. Noch schimmerte ihr weißes Gewand zu ihnen herab, noch leuchteten ihre goldenen Locken — da kamen die Abendwölkchen, hüllten sie in ihren rosenrothen Schleier, und die Zurückbleibenden sahen sie nicht mehr.

An den Ufern des Rheinstroms, am Fuße eines hohen Felsens, stand ein kleines, wohnliches Häuschen. Um seine hellen Fenster und hinauf an seine weißen Giebelwände rankte sich dunkelglänzender Epheu, und drin in den traulichen Räumen walteten als ein glückliches Paar — Bruno und Gertrud.

Weit hinter ihnen lag die alte Heimath mit ihren früheren Gewohnheiten und ihren traurigen Erinnerungen — hier hatten sie ein neues Heim begründet — arbeitsvoll aber glücklich.

Wie Holda es ihnen beim Abschied verkündet, so erfüllte es sich: Segen und Gedeihen folgte ihrem Thun und Lassen, und ihr Wohlstand mehrte sich von Tag zu Tag; denn ihre Hand blieb gleich willig zum Schaffen wie zum Geben, und Friede und Glück herrschte in ihrem Hause wie in ihren Herzen. —

Zwar sah Bruno Holda's schönes Antlitz nimmer wieder, aber er erkannte ihre glückbringende Nähe in Allem, was ihn umgab.

Während er mit den Seinen in sanftem Schlummer lag, waltete draußen die zaubermächtige Frau mit segnender Hand; und wenn er dann morgens hinaustrat, mit seinem Gesinde in Aekern und Weinbergen das neue Tagewerk zu beginnen, so fand er das Schwerste schon gethan, und besser und erfolgreicher, als er mit all seinem Geschick vermocht hätte.

Holda's wunderbare Garnknäule nahmen in Gertrud's fleißigen Händen nie ein Ende; Segen und Wohlergehen begleiteten die Eltern und ihre heranwachsende Kinderschaar, und die Tugenden und das Glück Bruno's und Gertrud's erbten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. —



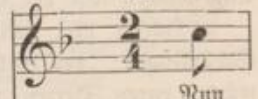
„Nun reit' ich nach der Mühle etc.“

Aus Oscar Pletsch
„Springinsfeld“.

Reime von Friedrich Oldenberg,
in Musik gesetzt von Friedrich Pacius.*)

Ganz gemüthlich.

Gesang.

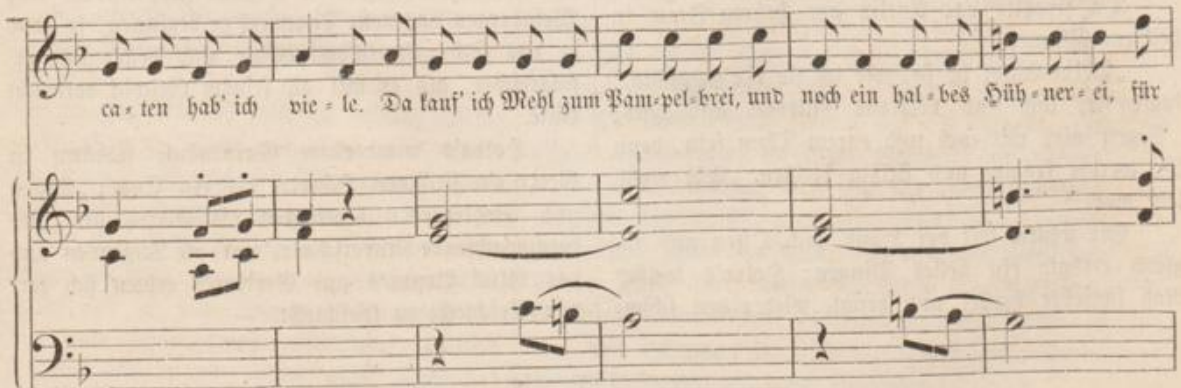


Nun

Pianoforte.



reit' ich nach der Müh-le, Du-



ca-ten hab' ich vie-le. Da kauf' ich Mehl zum Pam-pel-brei, und noch ein hal-bes Hüh-ner-ei, für

*) Eigenthum der Verlagsbandlung.

mei - ne klei - ne Maus. Die Ka - te lect die Schüs - sel aus,

leicht

sie lect die Schüs - sel aus.

pp

Anmerkung. Alle Freunde von Oscar Pletsch „Springinsfeld“, welche sich in diesem Werk an dem überraschend gelungenen Zusammenwirken von Bild und Reim erfreuten, werden mit besonderem Vergnügen die Veröffentlichung einer Reihe uns freundlich übergebener Compositionen begrüßen, die der Schöpfung des Zeichners und Dichters nun auch noch eine anmuthige Ergänzung von Seite des Musikers hinzufügen.

Kriegslied.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Original - Zeichnung von Hugo Bürkner.



Wer jetzt ein braver Soldat will sein,
Soldat will sein,
Der stelle sich links in unsere Reihe,
Num bidi bum bum! ::
Der stelle sich links in unsere Reihe!

Die deutsche Fahne, die flattert voran,
flattert voran,
Wir folgen ihr alle Mann für Mann,
Num bidi bum bum! ::
Wir folgen ihr alle Mann für Mann.

So ziehen wir aus ganz muthig und stolz,
muthig und stolz;
Und ist unser Schwert auch von Eschenholz,
Num bidi bum bum! ::
Und ist unser Schwert auch von Eschenholz:

Von Eisen ist ja unser Muth,
unser Muth,
Ein eiserner Muth das Beste thut,
Num bidi bum bum! ::
Ein eiserner Muth das Beste thut.

Die Trommel gerührt, daß es donnert und kracht,
donnert und kracht!
Hurrah! hurrah! nun geht's in die Schlacht,
Num bidi bum bum! ::
Hurrah! hurrah! nun geht's in die Schlacht.

Wer hat denn das neue Lied erdacht,
Lied erdacht?
Das haben wir Kinder uns selber gemacht,
Num bidi bum bum! ::
Das haben wir Kinder uns selber gemacht.

Vom alten Dessauer.

Von

Friedrich Körner.

Original-Zeichnung von G. Lüders.

Auf dem Schlosse und in der Stadt Dessau gab es am 3. Juli 1676 großen Jubel. Man feuerte Kanonen ab, Begegnende gratulirten einander, vor den Häusern wehten bunte Fahnen, und alle Fenster waren Abends festlich erleuchtet. Man feierte die Geburt eines Erbprinzen, und die guten Dessauer brauchten nun nicht mehr zu fürchten, daß mit ihrem Georg das Fürstenhaus aussterben und sein Land an eine Seitenlinie fallen werde. Damals fühlten sich die Bürger so Eins mit ihrer Fürstenfamilie, daß sie deren Leiden und Freuden wie ihre eigenen betrachteten. Das Land ließ daher auch zur Erinnerung an diesen Freudentag eine besondere Denkmünze prägen und wiederholte diesen Beweis der Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, als Prinz Leopold das erste Lebensjahr glücklich vollendet hatte.

Auch Fürst Georg war hoch erfreut über seinen Sohn und wachte mit aller Sorgfalt über dessen Gedeihen. Leider gebot er den Dienern, dem Kinde Alles zu Willen zu thun und ihm keinen Wunsch zu versagen. Dem Kleinen gefiel dieß nur zu sehr, und er wurde bei dieser nachsichtigen Erziehung sehr eigensinnig, trotzig und gewaltthätig. Bald konnte Niemand mehr den Knaben bändigen; vom Lernen wollte er nichts wissen und jagte seine Hauslehrer davon oder bedrohte sie gar mit gespannter Pistole, wenn sie seine Unwissenheit und seine Ungezogenheit tabelten. Dagegen trieb er mit großer Lust und Ausdauer alle Arten körperlicher Uebungen, härtete sich ab, lernte tüchtig schießen, fechten und reiten, begleitete als neunjähriger Knabe den Vater auf die Jagd und fühlte sich überaus glücklich, wenn er eine ganze Nacht im Walde zubringen durfte, um dem Wild aufzulauern. Noch lieber aber exerzirte er oder sah den Uebungen der Soldaten zu, hörte begierig Kriegsgeschichten an, die er wörtlich auswendig behielt, und wünschte nichts sehnlicher, als ein berühmter General zu werden, von dessen Heldenthaten man dereinst auch erzählen sollte. Groß war daher seine Freude, als Kaiser Leopold den elfjährigen Namensvetter zum Obersten ernannte und ihm ein Regiment schenkte. Fortan exerzirte der Prinz nicht nur noch eifriger, sondern ließ sich auch gründlich in den Kriegswissenschaften unterrichten, welche er

so vollkommen sich aneignete, daß er später Meister im Kriegführen und Belagern von Festungen wurde.

Leopold wuchs unterdessen zum Jünglinge heran, aber mit den Jahren nahm auch seine Festigkeit und sein Eigenwille zu. Nur Eine Person hatte Gewalt über ihn, und dieß war Anna Luise, die Tochter des Hofapothekers Böse, mit welcher Leopold erzogen wurde. Vor diesem sanften, sehr verständigen und sittsamen Mädchen hatte er solche Achtung, daß er nichts that, was ihr mißfiel, und ihren Ermahnungen willige Folge leistete. Da der Trostkopf Leopold sich sonst vor Niemanden fürchtete, so war es der Fürstin sehr angenehm, daß ihn die Anna Luise von manchen Thorheiten zurückhielt. Als der Prinz aber im 17. Jahre den Vater verlor und sich auf die Regierung vorbereiten sollte, hielt es seine Mutter für angemessen, den Sohn dem Einflusse der Apothekerstochter zu entziehen. Indessen fühlte Leopold wohl selbst, daß er Jemandes bedürfe, welcher seine Leidenschaftlichkeit in Schranken hielt, und ließ auch bald merken, daß er seine Anna Luise zu heirathen gedente.

Die besorgte Mutter mußte daher zur List greifen, um dieß zu verhindern. Sie rieth dem Prinzen, seiner Ausbildung wegen auf Reisen zu gehn, und da Leopold einwilligte, schickte sie ihn nach Berlin, Wien und Italien. Um Alterthümer und Merkwürdigkeiten kümmerte sich Leopold unterwegs wenig, wohl aber trachtete er nach der Ehre, überall als verwegenster Reiter und geschicktester Fechter bewundert zu werden. Nach einiger Zeit kehrte er nach Dessau zurück, besuchte zunächst die Fürstin und dann erst die Mutter. Als diese ihn frug, ob er die Apothekerin vergessen habe, antwortete er kurz: „O nein, von der komme ich eben.“ Endlich nach heftigen Auftritten mußte die Mutter die Vermählung gestatten; und kaum hat je ein Fürstenpaar glücklicher gelebt als das Dessauische.

Da der Kurfürst von Brandenburg dem Fürsten ein Regiment geschenkt hatte, so gab es nicht nur viel zu exerziren, sondern Leopold mußte mit ihm auch in den Krieg ziehn, was er sich lange gewünscht hatte. Als nämlich der König von Frankreich Holland beanspruchte, traten England und Brandenburg auf Hollands Seite, und Leopold zeichnete sich als

Festungseroberer so vortheilhaft aus, daß er nach Beendigung des kurzen Krieges ruhmgelohnt heimkehrte. Hier nahm er sich des Soldatenwesens so tüchtig an, daß sein Regiment für das ganze preussische Heer das Muster wurde, und Friedrich der Große später den Prinzen hochachtungsvoll den großen Exerzirmeister nannte, ohne welchen er kaum so siegreich seine Kriege würde haben führen können.

Obgleich Leopold roh und unwissend schien, so war es doch ein tiefer Denker, und führte im Heerwesen so wesentliche Verbesserungen ein, daß man ihn den Schöpfer einer neuen Gefechtsweise nennen kann. Zunächst übte er seine Soldaten so ein, daß sie gleichmäßig weit und schnell ausschritten, und zwar so genau, daß die Front stets eine gerade Linie bildete.

In der Bewaffnung führte Leopold zwei wesentliche Verbesserungen ein. Da die hölzernen Ladestöcke, deren man sich damals bediente, leicht zerbrachen und den Soldaten dann wehrlos machten, so ersetzte er sie durch eiserne, wodurch das gefürchtete Schnellfeuer der Preußen möglich wurde. Außerdem gab er dem Bajonett die heute noch übliche Gestalt. Bisher steckte man dasselbe wie eine Lanzenspitze in den Flintenlauf, so daß der Soldat nicht mehr schießen konnte. Der Fürst bog es winkelförmig und befestigte es am Ende des Gewehrs, und so war es seinen Soldaten möglich, auch bei aufgezplantem Bajonett zu laden und zu feuern. Sein größtes Verdienst aber bestand in der Einführung jener strengen Disziplin, welche unserem Heer auch in dem letzten Kriege gegen Frankreich die ungeheure Ueberlegenheit sittlicher Kraft verschaffte.

Zu Leopolds Zeit wurden die Soldaten überall geworben, wo sich Leute für diesen Dienst verkauften. Es traten daher viele Taugenichtse und solche Personen ein, welche nur durch strenge Zucht, Prügel und harte Strafen konnten in Ordnung gehalten werden, aber auch jede Gelegenheit zum Davonlaufen benutzten, um sich wo anders anwerben zu lassen. Leopold gewöhnte seine Leute an Reinlichkeit, Pünktlichkeit, unbedingten Gehorsam und strengste Pflichterfüllung. In allen diesen Tugenden ging er mit gutem Beispiele voran, denn im Amte war er unermüdet, bei Gefahren und großen Anstrengungen kannte er keine Schonung seiner Person. Wie seine Soldaten trug er eine einfache Uniform von blauem Tuch, Beinkleider und Weste von grauer Leinwand, von seinen Speisen und Getränken wollte er nichts wissen, konnte Hitze und Kälte ertragen und führte oft persönlich seine Krieger durch wilden Regen gegen feindliche Schanzen und Stellungen. Er sorgte aber auch väterlich für seine Soldaten und war der

beliebteste General, den man im Heere wegen seines derben Fluchens den alten Schnurrbart nannte, wogegen er beim Volk der alte Dessauer hieß.

Unser Leopold war der Blücher seiner Zeit und die Zucht in seinem Heere so groß, daß er einige Male seine Soldaten Gewehr im Arm im Paradeschritt gegen die feindlichen Stellungen führte, worüber die Gegner so in Schrecken zu gerathen pflegten, daß sie Kehrt machten und davon liefen, obgleich die Preußen noch nicht einmal einen Schuß gethan hatten. Manchmal trieb es der alte Schnurrbart doch zu weit. Einst brachte ihm seine Feldmusik ein Ständchen, welchem er vom Fenster herab wohlgefällig zuhörte. Da bemerkte er, daß zwei Clarinetisten von Zeit zu Zeit nicht mitspielten. Ha, diese Faulenzer! dachte er, eilte hinunter zu ihnen und schrie sie an: „Was macht ihr?“ — „Wir pausiren, Durchlaucht!“ erwiderten sie. — „Ach was, im Dienste seiner Majestät darf Niemand pausiren!“ herrschte er sie an, und im Nu hatten sie eine Tracht Prügel weg.

Damals fing Frankreich mit Holland, später mit Oestreich Krieg an, welchem es das spanische Erbe abnehmen wollte. Zugleich (1700 — 1718) kriegte Karl XII. von Schweden gegen Dänemark, Rußland, Polen und Sachsen, später Friedrich II. wegen Schlesiens gegen Oestreich und das mit diesem verbündete Frankreich. Leopold fand also Gelegenheit genug, sein Talent im Kriegsführen zu zeigen. Ueberall gewann er Ruhm, siegte in zwei- und zwanzig Schlachten und eroberte siebenundzwanzig Festungen, galt für einen der tüchtigsten Feldherren seiner Zeit und wurde mit Ehren und Würden überhäuft. In den Niederlanden, Süddeutschland und Italien half der ungestüm angreifende Held die Franzosen schlagen, und als preussischer Feldmarschall entriß er dem Schwedenkönige Stettin, Stralsund und Rügen und brachte Vorpommern, welches bis dahin schwedische Besizung war, wieder an das deutsche Preußen. Den Italienern hatte der alte „Schnurrbart“ so sehr gefallen, daß sie ihm zu Ehren einen Siegesmarsch komponiren ließen, welcher in dem preussischen Heere unter dem Namen „der Dessauer“ als Paradesmarsch eingeführt wurde.

Vom alten Dessauer wußte man im Volke viel zu erzählen. So rauh, hart und roh dieser Fürst sich manchmal ausdrückte, so war ihm doch dabei anders ums Herz; denn er besaß ein tiefes, deutsches Gemüth und war ein frommer Mann, der es oft aussprach, daß ein Mensch ohne Religion nichts werth sei. Als er von Friedrich dem Großen gedrängt, die Feinde an einem kurzen Winternachmittag in der starken Stellung bei Kesselsdorf angriff, wußte er recht

wohl, daß sein Sieg den ganzen Feldzug entscheiden würde. Daher kniete er vor seinen Soldaten nieder und betete inbrünstig: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du mir diesmal nicht beistehn, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh, wie's kommt!“ Hierauf

Feldmarschall ganz ähnlich sah und den Plan in den Pfoten hielt, was dem Sieger auch sehr wohl gefiel; denn zu Scherz und Spaß war er nach ächt solbatischen Weise stets aufgelegt.

Als seine Tochter, die Fürstin von Bernburg, den Tod nahen fühlte, wollte sie noch einmal den



erhob er sich, zog den Degen und kommandirte: „Nun in Gottes Namen Marsch!“ Nach furchtbaren Anstrengungen erstürmte er die feindlichen Stellungen und konnte mit Einbruch der Nacht Victoria schießen lassen. Sein König, erfreut über diesen Sieg, welcher den Feind zum Frieden zwang, wollte dem alten „Schnurrbart“ deshalb auch eine rechte Freude machen und ließ den Schlachtplan zeichnen, doch daneben einen Kater mit langen Bartborsten, welcher dem

Vater und sein Regiment sehn. Schweren Herzens brach der Fürst von Halle auf, wo sein Regiment in Garnison stand; doch als er vor Bernburg ankam, überwältigte ihn der Schmerz, er warf sich zur Erde, weinte fürchterlich und betete laut zu Gott um Hilfe für die Kranke. Hierauf ließ er sein Regiment mit klingendem Spiel vor dem Schloßfenster vorüberziehen, von wo ihm die Tochter freundlich zunickte, und exerzirte es auf dem Schloßplatz. Dabei

weinte er aber bitterlich und schrie zuweilen laut auf vor Herzweh. Als nun die Uebung vorüber war, das Regiment gespeist und im Schloß Tafel gehalten wurde, schlich sich Leopold fort, setzte sich einsam auf das Geländer der Saalbrücke und weinte sich aus. Die Tochter starb, und nie wieder konnte sich Leopold entschließen, Bernburg zu betreten, so oft ihn auch der Schwiegersohn einlud. Denn sobald er des Schlosses ansichtig wurde, kehrte er um mit den Worten: „Ich mag den Ort nicht wieder sehn, wo meine Luise hat sterben müssen!“ So tief fühlte der rauhe Krieger! Ja als ihm während eines Feldzuges der Tod seiner Gemahlin gemeldet wurde, schloß er sich Tage lang ein, weinte und jammerte, ja aß und trank nicht, so daß man um sein Leben besorgt war.

Als er bei seiner Heimkehr nach Dessau das Schloß sah, wo sie gestorben, kehrte er um, zog sich auf ein kleines Jagdschloß zurück und lebte dort nur seinem Schmerze. Im zweiten Jahre nach dem Siege bei Kesselsdorf überfiel am 9. April 1747 den Kreis beim Mittagsmahl ein Schlagfluß, er versank in Bewußtlosigkeit und verschied am zweiten Tage nachher. Unter Kanonendonner und Gewehrsalven begrub man ihn in einem einfachen Sarge; weitere Festlichkeiten hatte er sich verboten.

Leopold ist als Alter Dessauer volksbeliebt geworden, aber nicht deshalb, weil er viel Schlachten gewann, sondern weil er gern mit dem Volke umging, ein Herz für die Armen hatte, Scherz und Spaß liebte und mitunter tolle Streiche machte. Die harte, rauhe Schale barg ein treues, deutsches Gemüth, und daher erzählte man gern von ihm.

In Dessau war er bekannt als sehr sparsamer Hauswirth und als leidenschaftlicher Jäger. Mitunter begegnete es ihm aber, daß er mit leerer Jagdtasche heim kam. Dann liefen ihm die Straßens Jungen höhrend bis in's Schloß nach und riefen: „Ah, er hat nichts! Er hat nichts!“ Da fuhr der Fürst nicht etwa zürnend dazwischen, sondern duldete den Lärm, denn er wußte ja, daß die Jungen Recht hatten. Ebenso ließ er sich von seinen Bürgern manchen Spaß gefallen, wenn sie pfißig genug waren, um seine Späße mit gleicher Münze zu vergelten. Er suchte gern wunderliche Käuze auf, mit denen er Scherz trieb. Zu diesen gehörte auch ein Bäckermeister, welcher sich oft deshalb im Bierkeller rühmte, daß er mit dem Fürsten auf vertrautem Fuße stehe. Warte, Meisterlein, dachte Leopold, dich sollen sie 'mal recht auslachen! An einem Winter- nachmittag kommt er in offnem Schlitten vor den Bäckerladen vorgefahren und fragt nach dem Meister.

Dieser ist eben mit Arbeit beschäftigt, steht in Hemdsärmeln, Pantoffeln und Schürze vor dem Backofen und mißt Semmeln ab. Er eilt sofort vor die Thür, und Leopold ladet ihn ein mitzufahren, weil er ihm etwas zu erzählen habe. Der Meister steigt ein und fort geht's in's winterliche Feld hinein. Endlich fängt der Meister an zu frieren. „Du frierst!“ sagt Leopold; „gehe lieber nach Hause und wärme dich am Backofen!“ Damit nöthigt er den verduhten Reisegefährten zum Aussteigen. Dieser aber, ein pfißiger Kauz, besinnt sich rasch und erwidert trocken: „Durchlaucht, das Heizen kostet Holz, und nun ist mein Ofen zwei Stunden umsonst geheizt worden. Das ist ein Schaden für mich!“ „Hast Recht,“ sagte Leopold, „sollst eine Klafter Holz haben“, und schreibt auf ein Blatt eine Anweisung an das Forstamt.

Leopold fuhr lachend weiter, der Bäcker aber humpelte mühsam in Pantoffeln durch tiefen Schnee nach der Stadt zurück, wo man ihn tüchtig verhöhnte wegen der Schlittensfahrt mit der Durchlaucht. Doch der Bäcker gedenkt sich zu rächen, setzt auf die Holz- anweisung eine Null hinter die Eins und erhält zehn Klaftern zur Verwunderung des Försters, welcher die Verschwendung des sparsamen Fürsten nicht begreifen kann. Bald erfährt der Fürst die Sache, ärgert sich über die Unverschämtheit des Bäckers, sucht ihn auf und fragt barsch: „Was hast du gethan?“ — „Durchlaucht, wir saßen doch neben einander im Schlitten, und da Sie allein etwas werth sind in der Welt und was gelten, so betrachte ich die Eins als Ihre Person, neben welcher ich als Null sitze, die gilt ja nichts!“ — „Bist ein geriebener Kerl,“ brummte Leopold, „mit dir fahre ich nicht wieder, wird mir zu theuer!“ — „Bin es auch zufrieden!“ stimmte der Bäcker ein. Leopold ließ sich den Witß gefallen, und nun wurde er in der Stadt ausgelacht.

Solche und ähnliche Geschichten machten den alten Herrn volksbeliebt. Er hatte aber auch ein Herz für die Armen. Einst brauchte er einen Wegweiser. Man wies ihn an den Hirten, welcher nun in den Wagen steigen und sich neben den Fürsten setzen mußte. Der arme Mann wollte aber nicht unbequem werden und den Fürsten nicht einengen. Daher wagte er es nicht, seine Füße auf den Wagen zu setzen, sondern ließ sie daneben herabhängen. Eine Zeit lang sah Leopold diese unbequeme Stellung seines Reisegefährten mit an; dann wurde es ihm zu arg, und er schrie den Sitznachbar barsch an: „Kerl, stecke deine Beine rein, wie sich's geziemt, die meinen sind auch nicht von Marzipan!“ Eben so billig denkend behandelte er seine Soldaten und Offiziere. Er schrieb

sehr gern und viel, aber selten konnte Jemand diesen Krikeltrafel lesen, am allerwenigsten der Fürst. Da hatte er einst einen Befehl eigenhändig geschrieben, welchen aber kein Offizier lesen konnte. Man rieth hin und her, was das Geschreibsel wohl enthalten könnte, aber Niemand vermochte es zu enträthseln. Daher blieb denn dem Obersten nichts weiter übrig, als mit dem Briefe zum Fürsten zu gehen, um ihn zu fragen, was in demselben stehe. Das wird ein schönes Donnerwetter geben, dachte der Oberst, als er sich zur Audienz meldete. Er ward vorgelassen und brachte sein Anliegen vor. Der alte Schnurrbart sah ihn grimmig an, nahm dann den Brief in die Hand, betrachtete ihn von allen Seiten, konnte aber selbst kein Wort lesen. „Schwere Noth!“ brummte er endlich, „den Brief habe ich nicht geschrieben, daß ich ihn lesen soll; die Offiziere sollen wissen, was drin steht!“ — und warf das Papier in's Feuer.

Als sich ihm der Dichter Gleim als Armeesecretär vorstellte, empfing ihn Leopold im Hemde vor dem Kamine stehend, mit den derben Worten: „Ist Er der Kerl von Federfuchser?“ „Mit nichten,“ antwortete Gleim kurz, „bin kein Kerl, sondern Secretär der königlichen Armee.“ Leopold stuzte. Er hatte seinen Mann gefunden. Als Gleim später Papiere zur Unterschrift vorlegte, fuhr ihn Leopold an: „Scheer' Er sich zum Teufel, habe jetzt keine Zeit!“ Doch Gleim ging nicht, sondern entgegnete: „Zum Dienste seiner Majestät muß Jeder Zeit haben!“ Leopold sah ihn groß an, setzte sich, unterschrieb und wagte es seitdem nie wieder, dem gestrengen Secretär ungehorsam zu sein.

Von seiner Schlaueit wußten seine Soldaten viel zu erzählen; sie fürchteten ihn, weil er sie stets überlistete. Einst hatte er erfahren, daß in einem

Grenzwirthshause sich Deserteure aufhielten. Wiederholt ließ er das Haus unvermuthet durchsuchen, aber man fand nichts. Da nahm sich Leopold vor, der Sache selbst auf die Spur zu kommen. Er verkleidete sich als Leierkastenmann und erschien mit seinem Instrumente im Wirthshause. Siehe, das war voll Deserteure, die lustig lebten und lärmten. Plötzlich stürzte ein kleines Mädchen herein mit der Meldung: „Die Wache kommt!“ Im Nu rückt der Wirth einen Wandschrank etwas ab, öffnet eine schmale Thür, schiebt Deserteure und Leierkastenmann in ein finstres Kämmerchen, stellt den Schrank wieder vor, und wie die Wache eintritt, findet sie nur ein leeres Gastzimmer. Sie durchsucht alle Winkel, Boden und Keller, Alles umsonst. Während sie nun sich mit dem Wirthe herumzankt, rührt Leopold den Leierkasten daß er anfängt zu dudeln. Die Deserteure gebieten ihm Ruhe, geben dem Spielmann einige Püffe und drohn, ihn zu erwürgen, wenn er sie mit seinem Spiele verrathe. Doch Leopold spielt nun erst recht herzhast, die Wache entdeckt den Schlupfwinkel, die Thüre öffnet sich und Leopold donnert mit Löwenstimme die Verrathenen an: „Ihr Schufte, ich bin Leopold, nun habe ich euch!“

So dachte und lebte der Alte Dessauer! Wer sollte ihn nicht lieb gewinnen? Diesem Helden ist denn auch die Ehre erwiesen, die ihm gebührt. Zu Berlin am Wilhelmsplatz steht unter den Bildsäulen der Helden des siebenjährigen Krieges auch die seinige, verfertigt von Schadow's Meisterhand, und eine Inschrift meldet der Nachwelt, welche Verdienste sich der Feldmarschall um das preußische Heer und Deutschland erworben hat. Dem deutschen Volke wird auch in der That der Alte Dessauer als Mann von ächt deutschem Schrot und Korn unvergeßlich bleiben.

Der Kinder Weihnachtsdank.

Von Victor Blüthgen.

Die Sterne funkeln in güldener Pracht,
Christkindlein das fliegt durch die Winternacht;
Es fliegt in's Haus über Wald und Feld
Und hat einem Jeden die Weihnacht bestellt.

Ein Buch und ein Spiel, ein Kleid und ein Spind, —
Naschkätzchen gab Süßes das himmlische Kind,
Und auf den Bäumlein im weiten Land
Die Weihnachtskerzen hat's angebrannt.

Christkindlein das stand auf dem weißen Feld
Und sprach: „Nun schenkt' ich der ganzen Welt;

Ich hab' mich ja selber den Menschen geschenkt, —
Wo ist nun ein Kind, das auch meiner gedenkt?“

Zwei Kinder die guckten wohl aus dem Haus,
Christkindlein das stand in dem Garten drauß;
„Du liebliches Kind, hat dir Niemand bescheert?
Und willst du mein Püppchen? und willst du mein Pferd?“

„Ich brauch' keine Puppe und brauche kein Pferd;
Doch wenn ihr mich lieb habt, so ist es mir werth,
Und wenn eins recht fromm und gehorsam wär',
Mein Herz das freute sich gar zu sehr!“

Baer de Gaern. Von Klaus Groth.

Illustrirt von Ludwig Richter.

VII.



Dat Schipp.

Das fährt en Schipp, dat fährt so wit,
De Wulken kamt un fährt der mit,
Dpt Water treckt dat lant so blank,
Un baben treckt de Wulken lant,

So sachte so kleen,
Man eben mehr to sehn,
So lütt so lütt, so witt so witt —
Nu mant de Wulken geit dat mit.

Es fährt ein Schiff, das fährt so weit — die Wolken kommen und fahren (da) mit — übers Wasser zieht es hin so blank — und oben ziehn die Wolken entlang — so leise, so klein — nur eben mehr zu sehn — so klein so klein — so weiß so weiß — nun zwischen Wolken geht es fort.

Lob der Gemüthlichkeit.

Von

A. Trojan.

Original-Zeichnung von D. Pletsch.

Ich lob' mir die Gemüthlichkeit,
Das Ofenedchen scheint mir gut.
Wenn's draußen tüchtig friert und
schneit,
Dort bleibt man warm und wohlge-
muth.

Das Spielzeug baut man schon
vorher



Rings um sich auf und sitzt dann still;
So hat man keine Mühe mehr,
Im Fall man etwa spielen will.

Das Bilderbuch ist auch so schön,
Wenn man es vornimmt dann und
wann;
Man hat es schon so oft befehn
Und sieht's doch gern noch einmal an.

So ist dann in Gemüthlichkeit
Ein Viertelstündchen rasch entsohn.
Jetzt ist schon wieder Essenszeit —
Mich dünkt, die Aepfel bräteln schon.



Von

Robert Löwike.

1.

Es giebt eine Pforte, gar eng und klein.
Viel tausend Gäste gehn täglich hinein.
Doch keiner von allen kommt wieder heraus
Und erzählt, was er sah in dem Wunderhaus.
Und könntet hinein ihr selber schaun,
Kaum würdet ihr euren Augen traun.
Denn hinter dem Vorhang fein und zart,
Sind allerlei Dinge von feltner Art.
Den Vorhang — denkt euch nur — nennt man ein Fell.
Nun rathet den Namen der Pforte schnell.

2.

Ich bin bekannt in jedem Land,
Bin überall zu sehen.
Ein Kind lernt schon in früher Zeit
Mich kennen und verstehen.
Von fünf und zwanzig Brüdern bin
Ich etwa in der Mitte.
Ihr findet mich in jedem Schloß,
Doch nicht in Haus und Hütte.
Ihr seht im Ofen mich, im Obst,
Im Mond und in der Sonne,
Im Rod, im Stoc, im span'schen Rohr,
Im Topf und in der Tonne.
Umsonst sucht ihr im Winter mich,
Doch bin ich im November,
Bin zweimal im October auch,
Doch niemals im December.

3.

Dreisilbiges Wort.

Die erste doppelt liebt und schlicht und pflegt
Dich, seit dein erster Athem sich geregt.
Die beiden lezten schmücken schön und reich
Beim hohen Fest das Herrscherpaar zugleich.
Das Ganze aber ist zur Weihnachtszeit
Für Leckermäulchen alt und jung bereit.

Von

C. Schott.

Rekräthsel.

Wer schließt im Bett kein Auge zu? —
Das Bächlein kennt nicht Schlaf noch Ruh.
Wer tanzt allein durch's Laub geschwind? —
Das thut der lust'ge Wirbelwind.
Was brennt ohne Feuer und schlägt ohne Stoc? —
Das Menschenherz unter West' und Rod.
Was geht und läuft und bleibt doch stehn? —
Das kannst du am Teig beim Bäcker sehn.
Wer springt über's Dach und bricht kein Bein? —
Das thut der Ball und ist doch so klein.
Wer kann ohne Zwirn und Nadel nähn? —
Das soll der Schneidervogel verstehn.
Wer geht auf dem Kopf und sticht mit dem Bein? —
Der Nagel im Stiefel wird es sein.
Wer hüllt sich in Purpur und badet in Thau? —
Das Haiderösklein auf grüner Au.

Viersilbige Charade.

Auf stillen gramerfüllten Bänken
Sahst du schon oft die beiden ersten liegen;
Sie rührten dir das Herz auch ohne Wort,
Zu helfen eiltest du, zu trösten fort.
Die dritt' und vierte sind bestimmt zu tragen
Auf ihren Flügeln Jubel so wie Klagen.
Das Ganze hat in trübsalvoller Zeit
Prophetenmund einst Israhel geweiht.

Zweisilbige Charade.

Das Mägdlein liebt es im Strauß,
Der Becher auf flüssigem Gold,
Der Jäger am flüchtigen Wild,
Der Dichter ist allzeit ihm hold
Und sticht es dem Liede gern ein.
Nun rathe, was mag es wohl sein?



von
Robert Löwike.

I.

Es giebt eine zweiziffrige Zahl von folgender Beschaffenheit. Vertauscht ihr die beiden Ziffern mit einander, so erhaltet ihr eine neue Zahl, welche um 1 kleiner ist als das Doppelte der gedachten.

Wie heißt die zuerst gedachte Zahl?

II.

Vermehrt ihr Zähler und Nenner eines gewissen Bruches um 3, so erhaltet ihr einen neuen Bruch, welcher gleich $\frac{2}{3}$ ist. Vermindert ihr aber Zähler und Nenner des zuerst gedachten Bruches um 7, so ist der neu erhaltene Bruch gleich $\frac{1}{2}$.

Wie heißt der zuerst gedachte Bruch?

III.

Es giebt eine vierziffrige Zahl, deren erste Ziffer gleich der dritten und deren zweite Ziffer gleich der vierten ist. Vegt ihr diese Zahl rückwärts, so ist die zuletzt erhaltene Zahl um 2727 größer als die ursprüngliche. Die Quersumme derselben beträgt 22.

Wie heißt die ursprüngliche Zahl?

IV.

Es giebt eine fünfziffrige Zahl, deren mittlere Ziffer 0 ist. Die erste Ziffer ist gleich der vierten, die zweite gleich der fünften. Multiplicirt ihr diese Zahl mit 9, so erhaltet ihr eine Zahl, welche aus 6 gleichen Ziffern besteht. Jede von diesen letzteren ist gleich der ersten Ziffer (links) der ursprünglich gedachten Zahl.

Wie heißt diese fünfziffrige Zahl?

V.

Welche Zahl ist eben so viel kleiner als 91, als das Quadrat derselben größer als 91 ist?

VI.

Es sind 2 zweiziffrige Zahlen unter einander geschrieben. Die Quersumme der oberen beträgt 12, die der

unteren 9, die Summe der beiden Zehner 11, die Summe des oberen Einers und des unteren Zehners 5.

Wie heißen die beiden Zahlen?

VII.

Seht euch einmal die drei nebenstehenden 3 Zahlen an. Ihr werdet leicht finden, daß die 56 Quersumme der mittleren Querreihe dieselbe ist 362 wie die der untern; ebenso die der mittleren und der rechts stehenden senkrechten Reihe, auch die der drei links schräg hinauf laufenden Ziffern.

Sämmtliche 5 genannten Reihen geben also eine gleiche Quersumme. Sucht nun eine eben solche Zusammenstellung dreier unter einander geschriebenen Zahlen, wenn ich sage, daß die Summe sämmtlicher 6 Ziffern 38 betragen soll.

VIII.

Sucht drei Brüche (nicht Decimalbrüche) von folgender Beschaffenheit. Ihre Summe soll gleich 1 sein, und es sollen in ihnen alle 10 Ziffern, 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, aber jede nur einmal vorkommen. Wie heißen diese drei Brüche?

IX. *)

$$\begin{array}{r} 1 \frac{35}{70} \\ 8 \frac{46}{92} \end{array}$$

Wenn ihr euch die beiden oben stehenden Zahlen genau ansieht, so werdet ihr leicht finden, daß jede der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 einmal in ihnen vorkommt und daß ihr beim Addiren der Zahlen die Summe 10 erhaltet. Sucht nun 2 andere Zahlen der Art, deren Summe ebenfalls 10 beträgt und in denen jede der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 auch nur einmal enthalten ist.

*) Diese Knackmandel wurde uns von einem Freunde unseres Blattes, Herr J. E. aus Prag, mit dem Wunsche zugesandt, daß wir sie unsern Lesern zu knacken geben möchten.

Auflösung der Räthsel und Knackmandeln in vorigem Hest.

I. Räthsel von Georg Scherer.

- | | | | |
|---------------|--------------------|-----------------|------------|
| 1. Die Augen. | 2. Die Stecknadel. | 3. Der Hagel. | 4. Morgen. |
| | 5. Die Baumwolle. | 6. Der Schwamm. | |

II. Knackmandeln von Robert Löwike.

- | | | |
|------------------|-----------------|--|
| I. Main (Mainz). | II. Culm (Ulm). | III. Der Kaiser von Oestreich; denn er hat Siebenbürgen. |
| IV. Riga, Rigi. | V. Paris, Isar. | VI. St. Helena. VII. Madeira. VIII. Rhone. |

Das Schlachtfest auf dem Dorfe.

Von

Franz Poppe.

Original-Zeichnung von B. Mühlig.

Mutter.
Kinder, freuet euch auf
morgen,
Morgen wird ein Festtag
sein!
Selst mir Alles hübsch be-
sorgen,
Morgen schlachten wir ein
Schwein.

Kinder.
Das wird eine Freude sein,
Morgen schlachten wir ein
Schwein!

Mutter.
Kübel, Kessel, Töpfe, Fässer
Schrubbt und scheuert mir
recht blank;
Holet Salz und mahlet
Pfeffer,
Schneidet Bröckel spitz und
lang.

Kinder. Heiße! Mutter, sollst mal sehn,
Wie uns Händ' und Füße gehn!

Am nächsten Morgen, schon vor Tag,
Sind alle Kinder frisch und wach.
Sie tragen Holz und Torf herbei,
Daß ja das Wasser kochend sei;
Sonst brummt der Schlächter wie ein Bär
Und rennt im Hause hin und her.
Jetzt kommt er, schaut zur Klück' herein
Und sieht den hellen Feuerschein.
„An's Werk! Das Wasser wird gleich sieden.“
So spricht und schmunzelt er zufrieden.

Er wegt das lange Messer schnell
Und schiebt den großen Trog zur Stell'.
Dann schaut er in den Stall hinein,
Ruft „Guten Morgen, liebes Schwein!“
Und zieht es aus dem Stall heraus.
Die Kinder fliehen in das Haus,
Und wagen früher nicht zu nahen,
Bevor das blut'ge Werk gethan.



Jetzt spricht der Schläch-
ter: „Liebes Schwein,
Nun sollst du auch ge-
waschen sein;
Wir wollen dich gar hübsch
frisieren
Und deine Schnauze schön
barbieren.“ —

Bald liegt's im Trog, so
rein und schön,
Wie man's im Leben nie
gesehn. —
Nun hängt man's auf.
Schaut her, ihr Jungen,
Der Schlächter nimmt ihm
Herz und Lungen
Und Eingeweide. Kommt
doch her
Und schaut und lernt! Es
beißt nicht mehr. —

So hängt es bis zum Abendgrauen;
Dann kommt der Schlächter auszuhaun
Und einzufalzen, zu zerstückeln
Die Schinken, Rippen, Kopf und Rücken.
„Seht nur wie fett! Das Schwein wiegt rund —
Ich wette — an dreihundert Pfund.“ —
Das danken wir der guten Mutter;
Sie hat's gepflegt, sie gab ihm Futter.
Bald deckt sie uns den Tisch mit Würsten,
Wir leben dann, trau'n, wie die Fürsten!
Die Mutter giebt uns Schmalz auf's Brod;
Fürwahr nun hat es keine Noth!
Jetzt Winter, fürchten wir uns nicht
Vor deinem Schnee- und Eisgesicht;
Wir haben reichlich um zu leben,
Und können auch den Armen geben.
Wir tragen gleich mit frohem Sinn
Ein Körbchen voll zum Nachbar hin,
Sonst heißt's: „Ihr habt ein Schwein geschlacht't
Und habt uns keine Würst gebracht.“